

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Große Alsterstraße 35/37, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich Mf. 1,60. Monatlich 55 Pf. Postzeitungsliste Nr. 4089 a. 6. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die vierspaltige Zeile oder deren Raum 15 Pfennige, für Verfammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfennige, auswärtige Anzeigen 20 Pf. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Morgens in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 10

Sonntag, den 12. Januar 1896

3. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage und „Die Neue Welt“.

Deutscher Reichstag.

(Original-Bericht des „Lübecker Volksbote“)

Aus dem Reichstage. Die erste Sitzung nach den Ferien hatte nicht allzuviel Abgeordnete nach Berlin gelockt. Dabei stand ein wichtiger Gegenstand auf der Tagesordnung: Das neue Börse- und Depotgesetz. Den schwach besetzten Väulen entsprach die Stimmung, die im Hause herrschte. Die Debatte blieb farblos und uninteressant. Statt heftiger Kämpfe zwischen den Agrariern und den Vertretern des mobilen Kapitals gab es eine friedliche akademische Unterhaltung, die das bedeutsame Thema: die Stellung der Börse im sozialen Organismus, durchaus nicht erschöpfte. Eingeleitet wurde die Verhandlung durch eine kurze Begründung, die der Minister von Verlepich dem Entwurf mit auf den Weg gab. Er beschränkte sich im wesentlichen darauf, einzelne Punkte der Vorlage, wie die staatliche Aufsicht der Börse, das Börsenregister und die neuen Bestimmungen über das Depotwesen zu vertheidigen. Im Uebrigen verwies er auf die Verhandlungen der Börsekommission, in denen die kritischen Fragen von Sachverständigen in aller Ausführlichkeit erörtert worden seien und deren Ergebnisse der Regierung als Leitfaden für den Entwurf gedient hätten. Nach dieser mageren Rede erhob sich Graf Kanitz zu einer um so längeren Vorlesung. Aber auch dieser freibleibende Agrarier ließ sein gewohntes Temperament vermissen. Selbst ein lebhafter Angriff auf den Terminhandel blieb aus, den die agrarische Presse doch sonst mit Vorliebe für die „Noth der Landwirtschaft“ verantwortlich macht. Gleich schwach, wenn nicht noch schwächer, wirkte der Redner des Handelskapitals, Herr Alex. Meyer. Er entzündete sein Publikum, das von ihm wenigstens einen belachbaren Witz erwartete, von vornherein durch die Ankündigung, daß er sachlich bleiben wolle. Bleibt aber Herr Meyer sachlich, so ist er immer langweilig. So gab er auch heute nichts als die breit und behaglich vorgetragene Gemeinplätze der liberalen Bourgeoisie. In Adam Smith ist das alles viel klüger und klarer zu finden. Hatte Graf Kanitz in der Art, wie der Fuchs den Grafen predigt, sich als Verfechter des Gemeinwohls gegen die Sonderinteressen vorgestellt, so war Herr Meyer ein Preisfechter für die Börse, die er als harmlose und menschenfreundliche Institution schilderte. Daß es Börsengangener gibt, bekräftigt er nicht, aber nach ihm sind sie in den Reihen der Fischmäcker zu finden, die nur Kotzbrod und Weistift als Betriebskapital besitzen, nicht in den Reihen der hometen Firmen, der großen, kapitalgewaltigen Häuser. — Mit einer Rede des unvermeidlichen Herrn v. Camp, den eine Millionheirath aus der rein theoretischen Betrachtung des Börsengeschäfts herausgeführt hat, und einer Erwiderung des Reichs-Bankpräsidenten Koch schloß für heute die Debatte. Morgen wird sie fortgesetzt. Von unserer Seite wird Gen. Schönkauf sprechen. Unsere Fraktion wird für die Verweisung der Vorlage an eine Kommission stimmen. Wenn wir auch an sich die Börse als eine Angelegenheit der Kapitalisten unter sich auflassen, wo die Großen das übliche Geschäft betreiben, die Kleineren aufzuzehren, so haben wir andererseits natürlich nichts dagegen, wenn dem Börsen betrug die Thür gesperret wird. Nur muß das gründlich und rücksichtslos geschehen. Die großen Emissionshäuser, die faule Papiere unter falschen Vorwänden den kleinen Rentiers aufhängen, müssen ebenso hart gemacht werden, wie der kleine Milchhändler bestraft wird, der getaufte Milch als reine auf den Markt bringt.

Berlin, 10. Januar.

12. Sitzung.

Präsident von Bnol eröffnet die Sitzung um 1 Uhr. Am Tische des Bundesrats: v. Bötticher, v. Verlepich und Reichsbankpräsident Koch.

Die Debatte über das Börse- und Depot-Gesetz wird fortgesetzt.

v. Cuny (M.): Seine Freunde wollten die Freiheit der Börse nicht hindern, sie seien aber der Ueberzeugung, daß die Vorlage kein solches Hindernismittel sei; sie seien im Wesentlichen mit der Vorlage einverstanden und betrachteten sie als eine gute Grundlage für weitere Erörterungen. Bedenken habe er gegen die geplante Zusammensetzung des Börsenausschusses. Dem Ehrengericht stehe er sympathisch gegenüber. Bedauerlich sei die Maßregelung der Herren von Mendelssohn und Frenzel seitens der Berliner Börse, weil sie in der Enquete-Kommission nach Pflicht und Gewissen für das Register eingetreten seien. Nach diesem Vorgange könne er zur Börse kein besonderes Vertrauen haben. Der Terminhandel habe in seiner jetzigen Entwicklung zu schweren Mißständen geführt, namentlich auf dem Gebiete der Produkthandelsbörse, wo er besonders die Landwirtschaft schwer gefährde. Auch mit dem Depotgesetz erkläre sich seine Partei einverstanden, um so mehr, als ja grade seine Parteifreunde die Anregung zu einem solchen Gesetz gegeben hätten. Er beantrage die Ueberweisung der Vorlage an eine Kommission von 21 Mitgliedern. (Beifall bei den National-liberalen.)

Frisen (Z.): Mit einem Gefühl der Befriedigung spreche ich die Erwartung aus, daß dieser Gesetzentwurf mit einigen Verschärfungen Gesetz werden wird. Was die Einzelheiten des Gesetzes anlangt, so bin ich mit dem Staatskommissar einverstanden. Bei richtiger Ausnutzung seiner Befugnisse wird er sehr nützlich wirken können. Auch die vom Grafen Kanitz in Vorschlag gebrachte Zentralstelle für die Regelung des Emissionswesens ist mir sympathisch. Sie wird um so leichter vorgehen können, als die Verhältnisse auf fast allen Börsen die gleichen sind. Die Bestimmungen über die Verantwortlichkeit der Emissionshäuser scheinen mir nicht ausreichend zu sein, denn der Beweis wird dem Geschäftigen in den meisten Fällen sehr schwer sein. Vielleicht kann in der Kommission eine wirksamere Form gefunden werden, um die Emissionshäuser haftbar zu machen. Das Termingeschäft hat dadurch zu schweren Schäden geführt, daß es die Spielerei in weite Kreise verbreitet hat. Einschränkungen des Termingeschäfts sind daher dringend geboten. Nach dem Entwurf soll der Bundesrath befugt

sein, gewisse Waaren vom Termingeschäft auszuschließen, für zugelassene Waaren eine bestimmte Lieferungsbeschaffenheit festzusetzen, ferner sollen die Terminhandel treibenden Firmen sich in ein Börseregister eintragen. Daß Werthe von nur lokaler Bedeutung, wie Wechsel- und Aktien, auf Zeit abhandelt werden, ist volkswirtschaftlich nachtheilig. (Sehr richtig) rechts und im Zentrum.) Das Termingeschäft in Getreide hat sehr viel Gegner. Jedenfalls muß der Bundesrath Bestimmungen über die Lieferbarkeit des Getreides treffen. Im volkswirtschaftlichen und sozialen Interesse hatte ich augenblicklich den Terminhandel in Getreide noch für unentbehrlich. Wird nun aber nachgewiesen, daß die Nachteile die Vorteile überwiegen, daß dem Landwirth in der That durch Börsenmachinationen der Ertrag seiner Arbeit gekürzt wird, so bin ich ohne Weiteres dafür, den Terminhandel in Getreide sofort zu verbieten. (Bravo! rechts.) Wir können uns auf eine wesentliche Abnahme der Einnahmen aus der Börsesteuer gefaßt machen, wenn der Entwurf Gesetz wird. Aber einige Millionen können wir es uns schon leisten lassen, dem Börsenbetrug zu steuern, schlechte Papiere vom Markte fern zu halten und den schädlichen Terminhandel einzuschränken. — Redner erklärt sich mit dem Depotgesetz einverstanden, in einigen Einzelheiten abgesehen, worüber man sich in der Kommission verständigen könne. (Beifall im Zentrum und rechts.)

Dr. Schönkauf (S.): In der bisherigen Diskussion herrschte so eine Art gedämpfter Trübsinnigkeit; der Schleiherakter Melancholie lag über der ganzen Debatte. Es sieht so aus, als ob die Freunde gar keine Freude an dem Entwurf und die Gegner keinen besonderen Schmerz empfinden über den Ausgang der Dinge. Es liegt mir fern, diesen Ton ändern zu wollen. Wir Sozialdemokraten streben der ganzen Börsereform als richtige Sache Beobachter gegenüber. Wir bedauern nur, daß bisher in der Debatte die prinzipielle Seite der ganzen Frage kaum gestreift worden ist. Ich beabsichtige nicht, Ihnen die Winntwahrheiten, die heute in jedem Handbuch der Nationalökonomie zu finden sind, über die Börse vorzutragen. Darüber sind sich ja Regierung und bürgerliche Parteien einig, daß die Börse ein notwendiger Faktor des kapitalistischen Lebens ist, daß die Produkthandelsbörse durch die Konzentration von Kauf und Verkauf und durch die Garantie für eine sichere Verwerthung der Waare von Bedeutung ist, daß auch der Effektenbörse die Möglichkeit gegeben ist, für das Anlage suchende Kapital die kapitalbedürftigen Staaten, Gemeinden und Unternehmungen aufzufinden, daß die Börse das Organ ist, das die Zahlung, Kredit- und Rechnungsverhältnisse im Staate und der Staaten untereinander zu regeln hat, daß die Börse auf die bequemste Weise die Zahlungsausgleichung für den nationalen und internationalen Verkehr vermittelt. Was sehen wir an der Börse? Den Weltmarkt im Reflex des Geld- und Effektenmarktes, wie Fr. Engels einmal gesagt hat. Mit Reflexen geht es im politischen und ökonomischen Leben genau so wie mit dem Reflex im menschlichen Auge: sie gehen durch eine Sammelleinse und stellen sich auf den Kopf, nur daß der Nervenapparat fehlt, der für die Vorstellung der Dinge wieder auf die Füße stellt. So kommt es, daß der Börsenmenschen den Weltmarkt und die Industrie nur in der umkehrenden Widerspiegelung des Geld- und Effektenmarktes sieht und und daß er die Wirkung für die Ursache nimmt. Wie kommt denn das? Wenn die Theilung der Arbeit nach gesellschaftlichem Maßstabe sich voll zieht, so vollzieht sich zu gleicher Zeit die Vererblichung der Theilarbeiten gegen einander. Wenn sich der Handel mit Produkten gegenüber der Produktion vererblichung, emanzipirt, so folgt dieser Geldhandel, der Handel mit Produkten, einer eigenen Bewegung, die zwar beherrscht wird von der Produktion und unter den Gesetzen der Produktion steht, aber innerhalb dieser allgemeinen Abhängigkeit eigenen Gesetzen folgt. Diese Bewegung hat ihre eigenen Phasen und schlägt wieder zurück auf die Bewegung der Produktion. Die Entdeckung Amerikas ist dem Geldhunger geschuldet, demselben Geldhunger der die Portugiesen vorher nach Afrika getrieben hatte. Die Eroberung von Indien durch die Portugiesen, Holländer und Engländer 1500—1800 war Handelsinteressen geschuldet. Es handelte sich nicht um den Export, an den damals Niemand dachte, sondern um den Import indischer Produkte nach Europa. Aber welche kolossale Wirkung haben diese Entdeckungen für die Industrie gehabt! Die Bedürfnisse des Erports nach diesen Ländern hat die Großindustrie geschaffen und entwickelt. Was für den Waarenhandel gilt, gilt auch für den Geldhandel. Auch er schafft sich seine eigenen Gesetze. Er gewinnt einen immer größeren Einfluß auf die ganze Wirtschaft. Auf der einen Seite dienen jetzt die Produktionsmittel dem unmittelbaren Bedarf, auf der anderen Seite werden sie wieder verwertet im Interesse der Aktionäre, soweit sie Geldhändler sind. Denken Sie an Amerika. Dort sehen wir, wie im Interesse von Börsenoperationen Jay Goulds und Wandersbits der ganze Betrieb der Eisenbahnen sich nach Gesichtspunkten richten muß, die der Bahn als Verkehrsmittel vollständig fremd sind. (Sehr richtig! rechts.) Diese Thatfachen sind da, sie sind hervorgegangen aus der großen ökonomischen und sozialen Revolution der bürgerlichen Gesellschaft. Dieser Prozeß ist nicht aufzuhalten. Sowohl von ihren thörichten Vertheidigern sans phrase, wie von ihren thörichten Angreifern wird die Wirksamkeit der Börse sehr überschätzt. Sie ist das Barometer, auf dem wir das wirtschaftliche Wetter ablesen können. Solange wir eine kapitalistische Produktionsweise haben, werden wir auch die Börse haben. Diesen wirtschaftlichen Vorgang wird kein polizeiliches Mittelchen, kein Gesetz, keine Macht des Himmels und der Erde aufhalten, nicht Herr von Bismarck, nicht der Erzengel Michael, ja sogar nicht einmal Herr Professor Knackfuß. (Heiterkeit.) Diese Zustände haben aber das Eigenthümliche, daß sie bestimmte Auswüchse und Uebelstände erzeugen. Die letzteren sind aber nichts Abnormes, sondern nur natürliche Konsequenzen der kapitalistischen Wirtschaftsweise überhaupt. Über die Börse ist ein böser Ort, der böseste neben den Rennplätzen; nirgends wird mehr gemogelt, als auf dem Turf und an der Börse. Da wir als Sozialdemokraten die Gegner jeder Presserei und jeder Uebervertheilung sind, mag sie sich zeigen, in welcher Form sie wolle, so treten wir auch für eine Börse-reform ein. Die hier gebotene Reform wird Niemand für eine Großthat halten; ich betrachte sie nur als eine Abschlagszahlung,

als ein Zugeständniß, daß etwas faul im Staate Dänemark ist. Weiter aber ist das Gesetz wieder eines jener zahlreichen Gelegenheitsgesetze. Auf den Fall Heintze folgte die lex Heintze, auf die That Caserio das Unsturzgesetz, auf das Verbrechen einiger jüdischer und christlicher Firmen das Börsengesetz. (Heiterkeit.) Freilich, nach den leidenschaftlichen Debatten der Börse- und Depotgesetz und der Agrarier muß man sich über die ibyllische Ruhe wundern, wie hier die Sache behandelt ist. Kein reizendes Thier ist die Vorlage, kein Tiger, sondern höchstens ein Tiger, der das Wätschen giebt. (Heiterkeit.) Wieder zeigt sich bei näherer Betrachtung des Gesetzes, mit welcher leichter Hand in unseren Regierungsbürokrats Geheißentwüste ausgearbeitet werden. In den Motiven findet sich der Irrthum, daß in Oesterreich die Institution eines staatlichen Börsenkommissars erst seit dem Jahre 1875 bestände. Sie sind seit 1854 bereits vorhanden, das wußte weder der Reichsbankpräsident noch noch der stellvertretende Vorsitzende der Börsenausschusskommission, Herr G. M., der doch mehr fragt, als zehn Sachverständige beantworten können. (Große Heiterkeit.) Der Kollege Richter irrt also, wenn er in seinem neuesten Abreche Herrn Camp als Löwen der Börse reform hinstellt; er ist kein Löwe, höchstens ein schlafender Löwe. (Große Heiterkeit links.) In der Kommission waren die Urtheile über den Staatskommissar sehr getheilt. Prof. Schmoller sah in diesen neu zu schaffenden Stellen Versorgungsstellen für entlassene Minister. Bei der Ueberproduktion an solchen Beamten, die wir in der Zeit der Jagd-schloßpolitik haben, ist der Vorschlag gar nicht so lächel. (Große Heiterkeit.) So hart urtheile ich nicht. In dem Vorschlage steckt ein guter Kern. Der Staat hat allerdings das Recht, die Börse zu kontrollieren. Aber was für Material steht zur Verfügung? Wieder Juristen, die „Alles können“ (Heiterkeit.) Nachleute wie Herr Boffe, Anton Agnerus, Numerius Regibus denken über den juristischen Nachwuchs freilich ganz anders. Es fehlt den Juristen an praktischer Erfahrung, an Kenntniß des Lebens. Ein Beispiel dafür aus Sachsen. Vor einer sächsischen Strafkammer in einer sehr großen sächsischen Stadt fand vor einiger Zeit ein Prozeß statt, in dem der Vertheidiger erklärte, er würde eventuell, um den Wahrheitsbeweis zu führen, die stenographischen Reichstagsberichte vorlegen. Da erhob sich der Vorsitzende der Kammer und erklärte: „Wollen Sie wirklich diese Forderung aufrecht erhalten? Weder ich, noch meine Beisitzer können stenographieren!“ (Große Heiterkeit.) Der Senatskommissar ist nicht im Stande, den Börsenschwindel zu beseitigen. Den Beweis liefert Oesterreich mit seinen zahlreichen Börsenkrachs bis zum letzten am 9. November 1895, wo an der Wiener Börse 71 stille Jubiläen waren. Wer da meint, daß man durch den Staatskommissar das Unkraut an der Börse aus-reutet, der müßte auch glauben, daß Klapperstrolache und Tiger im Zoologischen Garten dadurch weniger gefährlich werden, daß zur Generalversammlung der Antiken-Gesellschaft „Zool. Garten“ ein Polizeikommissar geschickt wird. (Heiterkeit.) Redner bespricht die exorbitanten Anleihen. Wenn wir das deutsche Strafgesetzbuch vor-nehmen, wie viele ausländische Minister giebt es, die nicht in das Zuchthaus in Folge ihrer Anleihen kämen! Aber die Börse lebt nicht nur auf diesen Gebieten, sondern auch auf das geistige Leben einen verhängnißvollen Einfluß aus. Der Panamismus ist keine national-französische Einrichtung, sondern er ist überall vorhanden, wo der Kapitalismus herrscht. Ueber die intimen Beziehungen der Presse zur Börse, über die „Betheiligungen“ und halben und ganzen Verfechtungen der Blätter durch Emissionshäuser hat der Generalkonstil Russel von der „Diskonto-Gesellschaft in der Börsen-Enquete-Kommission Auskunft gegeben. Diese Korruption ist der ganzen kapitalistischen Ordnung immanent. Die öffentliche Meinung wird gehandelt, so wie Weizen, wie Petroleum, wie alte Lumpen gehandelt werden! (Sehr wahr! bei den Sozialdemokraten.) Warum hat man nicht versucht, gegenüber dieser käuflichen Presse einen Strapazographen einzuführen? In der Kommission können wir uns noch weiter über diese Dinge unterhalten. Der Börse-redakteur eines sehr angesehenen Berliner Blattes, dessen Verleger einen literarisch berühmten Namen trägt, ist pflichtig entlassen worden, weil er seine Stellung zu unsauberen Geschäften benutzte haben soll. Der Verleger hat hier rascher und prompter gehandelt, als das Kreuzzeitungsomite. (Heiterkeit links.) Wie kommt es aber, daß der Kultusminister Boffe, der mit ungerechtfertigtem Eifer sich in die Angelegenheiten der Privatdozenten Jastrow und Arons eingemischt hat, sich schent, sich mit diesem Herrn zu beschäftigen, der Dozent am Polytechnikum in Charlottenburg ist und dem der König von Preußen vor einiger Zeit den Titel Professor verliehen hat? — Gegen das Terminregister haben wir nichts einzuwenden. Im Uebrigen ist dafür gesorgt, daß der Einwand des Differenz-spiels nicht mehr erhoben werden darf. Wer spielt denn eigentlich an der Börse? Leute aus allen Kreisen der herrschenden Klasse, Adel, Offiziere und Generale. Im Staatsrath, der am 25. Febr. 1895 einberufen war, sah als Praktiker der Rittergutsbesitzer Beyme auf Ottendorf, ein eifriger Vertreter der Kanigerei. Dieser Beyme ist ein gewerbmäßiger, internationaler Differenzspieler, der den Ein-wand des Differenzspiels erhoben hat, als er verlor, der aber die Gewinne aus dem Spiele einfach einstrich. (Hört! hört!) Es geht nicht mit dem Pharisäismus, daß man die Äpfeln zuckt über die Verlobderung der Börsen in Paris usw., daß man die Augen schließt vor dem Treiben daheim. Die ganze Bourgeoisie, soweit sie im Besitz ist, hat direkt oder indirekt Theil an den Uebelständen der Börse. Wenn wir für die Börse reform eintreten, so sind wir uns klar darüber, daß das nur ein Palliativmittelchen ist. Da wir aber jede Presserei bekämpfen und durchaus dafür sind, daß das wirtschaftliche Leben sich in einer bestimmten gesetzlichen Ordnung vollzieht, so treten wir für das Prinzip des Entwurfes ein. Daß er Gesetz wird, ist deshalb möglich, weil alle solche Dinge eine Schärfung des öffentlichen Bewusstseins bedeuten, weil sich dann bald herausstellen wird, daß trotz der Börsenreform das Grundübel des Kapitalismus bleibt und daß nur durch seine Beseitigung bessere Zustände zu schaffen sind. Der Kapitalismus wird allmählig desorganisiert, er ist krank. Wir wissen, daß ihm auf die Dauer nicht zu helfen ist, aber schlechte Aerzte mühten wir sein, verschrieben wir ihm nicht das kalterende Pulver der Börse reform (Bravo! bei den Sozialdemokraten.)

Fischer (Wp.): Seine Freunde seien für volle Bewegungsfreiheit der Börse unnd deshalb gegen die Vorlage, die nur eine Folge der Agitationen auf dem Lande sei. Gleichwohl sei die Partei mit einzelnen Bestimmungen administrativen Charakters einverstanden. Ueberall werde aber die Kommission noch sorgfältig zu prüfen haben. Wegen des Depotgesetzes lägen keine Bedenken vor. Die Einrichtung des Börsenkommissars sei eine verfehlte. Er hoffe, mit dem Widerstande seiner Partei noch einen Erfolg nach dieser Richtung zu erzielen. Statt des Ehrengerichts seien die jetzt schon bestehenden Schiedsgerichte für Streitigkeiten vorzuziehen. Die Kollegen der Kaufmannschaft hätten sich mit vollem Rechte gegen die Ehrengerichte ausgesprochen. Es giebt wohl eine besondere Offiziers- oder Anwaltschere, aber keine besondere Börsenschere. Bei den ausländischen Emissionen sei Vorsicht geboten. Aber warum seien die Portugiesen und Griechen so stark gekauft worden? Weil Herr Bismarck verbott, russische Werthe zu kaufen. Im Allgemeinen sei an ausländischen Werthen mehr gewonnen als verloren worden. Wer sollte über die Zulässigkeit von ausländischen Werthen entscheiden? Die großen Banken seien doch in dieser Frage sachverständiger, als die Professoren der Nationalökonomie und die Großgrundbesitzer. Man sage, man müsse das deutsche Kapital gegen ausländische Werthe schützen. Dieselben Leute, die das thun, sind aber die Herren Metallisten, die erst jüngst beim Präsidenten der französischen Republik antichambrieren haben, um auf internationalem Wege das deutsche Kapital zu verschlechtern. Der Fernhandels, aber den dieselben Leute zehren, habe auch der Landwirthschaft schon große Vortheile gebracht. Herr Stamm sage, der Fernhandels sei Schuld an den Schwankungen; nein, gerade in Folge der Schwankungen sei der Fernhandels entstanden. Das Spiel an der Börse sei zu beklagen. Seine Partei sei gegen jedes Spiel, auch gegen das Lotteriespiel. Das Register bedente nichts weiter, als daß der Staat sage: „Wer spielen will, der komme her, zahle 25 M. pro Jahr und spiele, ich, der Staat, approbire ihn als Staatspieler.“ Es ist der reine Ablasshandel der hier getrieben wird. Das Gesetz mache keinen Unterschied zwischen denen, die den Fernhandels von Geschäft wegen brauchen und denen, die nur spielen wollen. Die ehrenwerthen Kaufleute kommen nur in das selbe Register, wie die Spieler, die vor der Öffentlichkeit gebrandmarkt werden sollen. Die Herren Mendelssohn und Freytag werden auch von ihren Kollegen als Ehrenmänner geachtet, sie sind erst wieder letzthin in das Präsidium des deutschen Handelskongresses gewählt worden. In der Frage des Registers handelt es sich aber nicht um Ehrenmänner oder Nichtehrenmänner, sondern nur um gegenläufige Meinungen. Die Vorlage sei ein Ausnahmegesetz gegen die Börse. (Beifall links.)

Liebermann v. Sonnenberg (Antij): Meine Partei nimmt das Verdienst für sich in Anspruch, zuerst auf die Mißstände der Börse hingewiesen zu haben. Die Zeit für eine Börsenreform ist nun gekommen. Heute sßt Friedrichmann die Schäden der Börse. Die gedrückte Stimmung der Freunde der Börse ist da ganz erklärlich; es ist heute nicht mehr möglich, daß ein Minister wie Herr Delbrück sagen könnte, wir können die Leute, die ihr Geld durchaus los werden wollen, nicht daran hindern. Das solide berechtigte Börsengeschäft soll gestützt und gefördert werden, die Auswüchse sollen beseitigt werden. Es ist nicht angängig, die Börsen-Interessen mit den Interessen der Gesamtheit auf gleiche Stufe zu stellen. Ein Disziplinargerichtshof wird passender wie ein Ehrengericht sein. Natürlich dürfen die Jocher nicht selber Richter über sich sein. Herr Fischer hat das Konvortium in Schwabingen genommen, das die Griechen und Portugiesen hier auf den Markt gebracht hat. Das deutsche Nationalvermögen hat thatsächlich durch diese Papiere große Verluste erlitten und die Regierung sollte wirklich einmal mit derselben Schneidigkeit wie in der Transvaalfrage gegen Griechenland vorgehen und der griechischen Regierung deutlich sagen, daß solche kleine Gefälligkeiten, wie die ungesetzliche Auslieferung eines Verbrechers, diese Schädigungen des Nationalvermögens nicht wirt machen können. (Auf links: Ungeheulich!) Ungeheulich war die Ablieferung, aber dessen ungeachtet freuen wir uns, daß der Verbrecher seiner Strafe nun nicht entgehen soll. — Was Abg. Schönlank über die Prekbedienstung gesagt hat, war nicht allzu treffend. Der Börsenkommissar entkühlt da recht liebliche Einzelheiten, die der Börsenredakteur der „Kreuzzeitung“, Dr. Müller-Führer, zum Besten gibt. Die Bestimmung zum Börsenpiel halte ich geradezu für ein Verbrechen. Warum trifft man nicht Bestimmungen, wonach Anforderungen zum Börsenpiel unter Strafe gestellt werden? Leute, die schon wegen Täuschung aus gewinnlicher Absicht bestraft sind, sollten einfach vom Börsen der Börse ausgeschlossen werden dürfen. Die Strafe des Ausschlusses von der Börse müßte überhaupt viel öfter ausgesprochen werden dürfen. Herr Fischer fragte, wie wir uns mit der That- sache abfinden wollen, daß die Sozialdemokratie für den Entwurf eintritt. Nun, die Sozialdemokratie wechselt eben ihre Anschauungen. Sie hat sozusagen einen Januskopf, sie zeigte beim Stempelfener- geiz die Zähne des Abg. Singer und zeigt heute die Zähne des Abg. Schönlank. (Weiterkeit) Herr Singer war damals gegen die Stempelfener und sprach sich für volle Börsenfreiheit aus, da diese am besten den schnellen Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft garantire. Wir werden uns durch die heutige stimmende Haltung der Sozialdemokratie nicht täuschen lassen.

Handelsminister v. Berlepsch: Der Abg. Schönlank hat den Kultusminister v. Hoffe ungerechtfertigt angegriffen. Dieser Dozent und Professor war Beides schon vorher, als die maßgebenden Nachrichten über ihn bekannt wurden. Er ist verantwortlich ver- nommen worden und wird die Folgen seiner Handlungsweise zu tragen haben. Hierauf wird die Debatte vertagt. Persönlich bemerkt Singer (SD): Ich begnüge mich in keinem Gegensatz zum Abg. Schönlank, habe im Gegentheil schon bei der Börsenreform angekündigt, daß wir für die Reform eintreten werden. Dr. Schönlank (SD) bestreitet, daß er behauptet habe, jener Redakteur sei erst nach Entlassung aus der „Voss. Ztg.“ Privatdozent und Professor geworden. Der noch unkorrigirte stenographische Bericht werde das beweisen. Nächste Sitzung Sonnabend 1 Uhr. (Fortsetzung der heutigen Debatte.) Schluß 6 1/2 Uhr.

Politische Mundschau.

Deutschland.
Zur Handwerksgegesetzgebung. Ueber die beschleunigte Fertigstellung des Verlepsschen Gesetzesentwurfes, betr. die Zwangsorganisation des Handwerks, machte Ober- meister Rings-Köln in einer großen Handwerkerversammlung in Krefeld folgende Mittheilung: Gelegentlich des Essens beim Finanzminister Miquel für den Vorstand der Zentral- Genossenschafts-Klassen hatte der Kaiser eine lange Unter- redung mit Handwerkervertretern und äußerte darauf zu Verlepssch: „Die Handwerker wünschen etwas mehr Zwang; etwas mehr Dampf, Herr Minister!“ Der Minister ant- wortete: „Majestät, Anfang März hoffe ich die Vorlage dem Bundesrath zu machen.“
Herr Herrfurth über die Angriffe auf das allgemeine Wahlrecht. Daß ein ehemaliger preussischer Minister gegen reaktionäre Bestrebungen entschieden in die Schranken tritt, ist ein ungewöhnliches Vorkommniß. Es verdient umso mehr hervorgehoben zu werden, als das politische

Denken von mancher Ordnungsstütze in letzterer Zeit mehr und mehr ver-Stummzelt.
Herr Herrfurth, dem nachgesagt wird, die Ursache seines Abganges sei ein Zwist mit Herrn Miquel gewesen wegen des Einflusses der Steuerreform auf das preussische Dreiklassen-Wahlssystem, hat gegen dieses widerwärtige System bereits einmal sich in einem Artikel geäußert. Jetzt veröffentlicht er in der „Deutsch. Juristenztg.“ einen beachtenswerthen Artikel, der sich gegen die Angriffe auf das heutige Reichswahlrecht richtet. Herr Herrfurth hält den Kampf gegen dieses Wahlrecht für gänzlich ansichtslos und politisch unklug. Das allgemeine gleiche geheime und direkte Wahlrecht sei als nationales Bindemittel eingeführt worden und habe sich als solches bewährt; jeder Versuch zu seiner Aenderung „würde die Gefahr einer Erschütterung des Reichs heraufbeschwören“; deshalb müssen die Nachteile des Wahlrechts ertragen werden, „auch wenn sie noch größer wären, als dies in der That der Fall ist.“ So weit das Wahlrecht allgemein sei, könne es nicht in Frage gestellt werden. Wenn es mit recht als Sicherheitsventil an der Maschine der Staatsverwaltung bezeichnet worden sei, so müsse man sich hüten, „durch Verstopfen des Ventils die Gefahr der Explosion nahe zu rücken.“ Man dürfe nicht eine große Partei mundtot machen. Ebenso wenig könne die Ersetzung der direkten Wahl durch die indirekte in Frage kommen, wie das in Sachsen geplant wird. Ebenso entschieden spricht sich Herr Herrfurth auch gegen die öffentliche Abstimmung aus, da sie weniger als die geheime geeignet sei, den Willen der Wähler zum Ausdruck zu bringen. Gegen das Pluralwahlrecht hat er allerdings keine Bedenken. Dagegen spricht er einen beachtenswerthen Gedanken aus anlässlich des im reaktionären Interesse gemachten Vorschlages, einen Wahlzwang unter Strafandrohung einzuführen, indem er schreibt:

„Wie jede auf dem öffentlichen Rechte beruhende Befugniß enthält auch das Reichstags-Wahlrecht die moralische Pflicht zur Ausübung derselben. Diese moralische Pflicht kann aber nicht zu einer gesetzlichen gemacht werden, ohne den Grundgedanken dieses Wahlrechts selbst zu gefährden. Denn das Wahlrecht enthält für den Wähler nicht nur die Ermächtigung, diejenige Persönlichkeit zu bezeichnen, welche ihm am geeignetsten erscheint, Mitglied des Reichstags zu werden, sondern sie berechtigt ihn auch, sich der Wahl gänzlich zu enthalten. Es kann sogar unter gewissen Umständen, z. B. bei engeren Wahlen, für den einzelnen Wähler der Fall eintreten, daß für ihn nicht die Theilnahme an der Wahl, sondern die gänzliche Enthaltung von derselben zur sittlichen Pflicht wird. Die Einführung einer Wahlpflicht in diesem engeren Sinne würde deshalb nicht gerechtfertigt, überdies aber auch gar nicht möglich sein. Denn es würde durch Strafandrohungen Niemand verhindert werden können, bei der geheimen Wahl einen unbeschriebenen Zettel abzugeben, oder bei öffentlicher Wahl keine Stimme sich selbst oder dem „großen Unbekannten“ zuzuwenden, und dieselbe dadurch ebenso verloren gehen zu lassen, als wenn er sich der Wahl überhaupt enthalten hätte.“

Umgestaltung der deutschen Kolonialtruppen. Die „Köln. Ztg.“ meldet: „Sicherem Vernehmen nach hat der Kaiser eine außer- weiltige Organisation der Schutztruppen in den Kolonien in der Weise angeordnet, daß das Reichsmarine-Amt aus der Organisation endgiltig ausscheidet und die Truppe zu einer Art von Kolonial Gendarmerie umgestaltet wird, so daß sie, abgesehen von der nothwendigen aber einfachen militärischen Organisation in allen sonstigen Beziehungen dem Gouvernment und weiterhin der Kolonialab- theilung des Auswärtigen Amtes unterstellt würde.“

Bewahrheitet sich diese Meldung, so wäre damit dem Zwiste der Zivilgouverneure mit den Offizieren wegen des Truppenbefehls zu Gunsten der Zivilbeamten entschieden worden. Wahrscheinlich hat das Herr v. Bismarck zu Wege gebracht. Es ist das ein Schritt zum Bessern, vorausgesetzt, daß es den Kolonialverwaltungen gelingt, brauchbarer und zivilisierter Beamten habhaft zu werden, als die Herren Leift und Weflan ausgefallen sind.

Chronik der Majestätsbeleidigungs-Prozesse. In Stade stand vor den Schranken der Strafkammer des Landgerichts der Arbeiter Perschel aus Harburg wegen angeblicher Majestätsbeleidigung. Nach eigener Erklärung des Genannten ist er das Opfer einer schustigen Denun- ziation. Im Klausche schimpfte er über jemand und dieser Biedermann bezog das Schimpfswort auf den deutschen Kaiser, ging hin und denunzirte seinen Widersacher. P. wurde zu drei Monaten und zwei Wochen Gefängniß verurtheilt.

Aus Kiel wird berichtet: Vom Sonnabend sind noch zwei Verhandlungen nachzutragen, welche unter gänzlichem Ausschluß der Deffentlichkeit — auch der Berichterfasser — stattfanden. Es handelte sich um zwei Majestätsbeleidigungs-Prozesse. Der Seemann Jensen aus Ebeltoft in Dänemark, gegen den der hiesige Schlossermeister Carlens als Zeuge auftrat, wurde zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt. — Der andere Fall betraf den Schmied Ribber aus Münster, welcher eine Gefängnißstrafe von vier Monaten und eine Woche erhielt.

Schweiz.
Ueber „Unentgeltlichkeiten“ in der Schweiz wird dem „Vorwärts“ aus Zürich berichtet: In den Kantonen Zürich und Glarus ist seit Jahren durch Gesetz die unentgeltliche Beerdigung eingeführt, deren Kosten Gemeinden und Staat tragen. Der Kanton Zürich hat im Jahre 1894 für diesen Zweck aus der Staatskasse 86726 Fr. (1893: 85781 Fr.) ausgegeben. Auch in einigen Gemeinden ist die unentgeltliche Beerdigung eingeführt, so in Herrausau, Bofingen usw.; in der Stadt Bern streben sie die Sozialdemokraten schon seit Jahren an. — In der Stadt Luzern kostete im Jahre 1895 die unentgeltliche Beerdigung 4200 Fr. —

Die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel ist in einer ganzen Anzahl von Kantonen bereits eingeführt. Im Kanton Zürich wurde diese Sache den Gemeinden über- lassen und nun bereits in 85 pCt. der Prima Schul- gemeinden und in 47 pCt. der Sekundar-Schulkreise eingeführt. Aus der Staatskasse wurden im Rechnungsjahr 1894/95 hierfür 63333 Fr. ausgegeben. — Die Zahl der Fortbildungsschulen im Kanton Zürich, welche ebenfalls unentgeltlich sind, beträgt 139, wovon 19 für Mädchen. Die Zahl der Schüler beläuft sich auf 4813, wovon mehr als 1/3 über 15 Jahre alt sind.

Lübeck und Nachbargebiete.

11. Januar.
Verordnungsplan. Der Senat giebt im Amtsblatt eine Verordnung, betreffend die Bauweise in der Körnerstraße, bekannt. Nach der Verordnung müssen bis zu einer Tiefe von 20 Meter von der Baufluchtlinie ab neue Gebäude mindestens 2,50 Meter von der Nachbargrenze entfernt bleiben.

Invalditäts- und Altersversicherung. Zu den kürzlich an dieser Stelle veröffentlichten Biffen über die im vorigen Jahre im Bezirke der hiesigen Versicherungsanstalt eingegangenen Rentenanträge und erfolgten Rentenbewilligungen wird noch nachfolgendes veröffentlicht: Vergleicht man diese mit den Biffen der Vorjahre, so zeigt sich, daß man, was die Altersrenten anlangt, jetzt zu einer für die einzelnen Jahre gleichen Zahl von Bewilligungen, nämlich etwa 300, im Jahre gelangt ist. Nachdem Altersrenten ohnehin in dieser Zahl mehrere Jahre hintereinander zur Bewilligung gelangt sind, darf man annehmen, daß diese sich nach der Art der Zusammenfassung der Bevölkerung in Bezug auf Geschlecht, Alter und Beschäftigungsweise auch künftig ziemlich gleich bleiben wird. Anders liegt die Sache bei den Invalidenrenten. Die Zahl der Rentenanträge und in Folge davon auch die Zahl der Rentenbewilligungen blieb in den ersten Jahren nach dem Bestehen des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes in den Hauptstädten weit hinter den gehegten Erwartungen zurück. Durch die Bemühungen der zuständigen Organe, insbesondere auch des Vorstandes der hiesigen Versicherungsanstalt, unterstützt durch die Presse in dem Anstaltsbezirke, ist die Kenntniß der Voraussetzungen des Rentenanspruches unter den theilnehmenden Kreisen immer mehr verbreitet und es ist dadurch die Zahl der Renten- anträge sehr gewachsen. Im Jahre 1892 kamen nur 104 Invalidenrenten zur Bewilligung, die Zahl der Rentenbewilligungen stieg dann 1893 auf 220, 1894 auf 418 und im vergangenen Jahre 1895 auf 623. Die Zahl der Rentenbewilligungen von Invalidenrente hat sich also im vierten Jahre gegen das erste Jahr verdreifacht. Ohne Zweifel wird die Zahl der jährlichen Bewilligungen von Invalidenrenten in den nächsten Jahren eher noch steigen als zurückgehen, wie auch die Höhe der zur Bewilligung kommenden Invalidenrenten von Jahr zu Jahr anwachsen wird. Als eine Erscheinung, die Bedauern hervorrufen muß, zeigt sich nun leider, daß auch die Zahl der Fälle, wo auf gestellte Anträge abschlägige Bescheide erteilt werden müßten, angewachsen ist, von 98 im Jahre 1894 auf 236 im Jahre 1895. In den meisten Fällen erfolgt die Ablehnung nur, weil die Wartzeit nicht erfüllt ist und hierin zeigen sich die nachtheiligen Wirkungen davon, daß es noch immer Leute giebt, die sich, so lange sie sich gesund fühlen, der Erfüllung der Beiträge durch Markenverwendung zum empfindlichen Nachtheile für sie möglichst zu entziehen suchen, und ferner davon, daß unabhängig beschäftigte Personen es nur zu häufig unterlassen, für die Wochen, während deren sie keine versicherungspflichtige Beschäftigung ausüben, rechtzeitig eine Beitragsmarke für 28 Pf. für sich zu verwenden. Es kann allen denen, welche sich nicht in einem dauernden versicherungspflichtigen Beschäftigungs- verhältnisse befinden, nur angelegentlich empfohlen werden, recht- zeitig dafür zu sorgen, daß für jede Woche die Versicherung aus- geführt wird. — Die in den letzten Zeiten angebrachte Empfehlung mag sehr gut gemeint sein, einen wesentlichen Erfolg in Bezug auf die Zahl der Bewilligungen von Renten wird sie nicht zeitigen. Das Uebel liegt nicht an der Nachlässigkeit der Betroffenen, son- dern in den meisten Fällen an deren Zahlungsunfähigkeit. Nicht in der Haltung der Arbeiter dem Gelege gegenüber, ist der Grund für den zuletzt gerügten Mangel zu suchen, sondern darin, daß die Gelegegeber, die das Gesetz machten, sich nicht genügend in die Lage des Arbeiters hineinversetzten.

Eine lange Reise. Ein am 27. Dezember 1870 hier aufgegebenen Brief, dessen Bestimmungsort Wandäbet war, ist am 28. Dezember 1895 dem rechtmäßigen Em- pfänger, der inzwischen seinen Wohnsitz in Lübeck ge- nommen hatte, zugestellt worden. Der Brief hat also die Reise von Lübeck nach Wandäbet und zurück in 20 Jahren zurückgelegt.

Noch mehr auf dem Kerbholz hat der Kellnerbursche, welcher im Verdacht steht den Diebstahl in einer hiesigen Wirtschaft, zum Schaden der Besitzerin, ausgeführt zu haben. Wie jetzt festgestellt ist, hat sich der Thätige auch noch in zwei Fällen der Unterschlagung und in einem Falle des Betruges schuldig gemacht.

Gestohlen wurde einer in der Königsstraße wohnenden Dame aus ihrer Stube am 30. Dezember vorigen Jahres ein Portemonnaie mit 50 Mk. Inhalt. Der Verdacht, diesen Diebstahl ausgeführt zu haben, fiel auf einen Haus- burschen. Die angestellte Untersuchung dürfte in dieser Sache bald Klarheit schaffen. — Aus einem Hause in der Schwartauer-Allee wurde ein dunkelbraunes Jackett gestohlen.

Fackenburg. Am Sonntag Abend fand hier eine Sozialdemokratische Vereinsversammlung mit nachstehender Tagesordnung statt. 1) Abrechnung vom 4. Quartal 1895; 2) Jahresbericht; 3) Botenwahl; 4) Diskussion über das Staatsgrundgesetz des Großherzogthums Olden- burg vom 18. November 1852; 5) Fragekasten und Ver- schiedenes. Nach Erledigung des ersten und zweiten Punktes der Tagesordnung legte der alte Vereinsvorstand sein Amt nieder. Nachdem der neue, bereits im Dezember gewählte Vorstand seine Funktionen übernommen und den Vorsitz eingenommen hatte, wurde dem abtretenden Vor- stand durch Erheben von den Sizen Decharge erteilt. In der Diskussion über das Staatsgrundgesetz wurde zunächst beschlossen, eine Verlesung des ersten Abschnittes nicht vorzunehmen. Ueber den zweiten Abschnitt: „Allgemeine Staatsbürgerliche Rechte und Pflichten“, wurde eingehend diskutirt und beschlossen: der vorgerückten Zeit und der übrigen noch auf der Tagesordnung stehenden Sachen halber, die Diskussion zu schließen und in der

nächsten Versammlung fortzusetzen. Im Fragekasten be-
fanden sich zwei Fragen, die erledigt wurden.

a. m. Travemünde. Feuer. Im „Hotel Prinz
Heinrich“ entstand gestern Abend um 7 1/2 Uhr ein kleines
Schadenfeuer. Dasselbe konnte jedoch gelöscht werden,
bevor die bereits allarmierte Feuerwehr angerufen war.
Ueber die Entstehung des Feuers verlautet bis jetzt nichts
Näheres.

Neueste Nachrichten.

Mez. Bei der heutigen Reichstags-Ersatzwahl im
Wahlkreise Mez wurden in der Stadt Mez bis 9 Uhr
Abends gezählt: Pierson 1849, Martin (Soz.) 1446,
Vagenstecker 156 Stimmen.

Diedenhofen. Bei der heutigen Reichstags-Ersatzwahl
im Wahlkreise Wohlen-Diedenhofen wurden hier bis jetzt
gezählt für Charon 239, für Schleicher (Soz.) 170, für Wolf

138 Stimmen. Die Betheiligung an der Wahl ist nur
schwach.

Marktbericht.

Butter Holt. 100 Pfg., Mehl. 95 Pfg. per Pfd. Schinken per
Pfd. 75 Pfg., Schweinskopf per Pfund 45 Pfg., Wurst per Pfund
100 Pfg., Eier 4 Stück 30 Pfg., Hühner per Stück 150 Pfg., Küken
per Stück 100 Pfg., Enten per Stück -- Pfg., Tauben per Stück
50 Pfg., Gänse per Pfd. 63-64 Pfg., Sied per Pfd. -- Pfg.,
Kartoffel per 10 Liter -- und -- Pfg.

Hamburger Marktbericht.
Hamburg, 3. Januar 1896

Butter.

I. Qualität	M.	100	102
II. Qualität		98	98
Abfallende und ältere Waare		90	98
Schleswig-Holsteinische Vanerbutter		90	95
Dänische und ähnliche		75	85
Niederländische Sommer		78	80
Amerikanische Waare		50	65

Der Markt schließt sehr fest

Steenhans-Meßmarkt.
Hamburg, 10. Januar.

Der Schweinehandel verlief mittel.
Rugefahrt wurden 1400 Stück, davon vom Norden -- Stück,
vom Süden -- Stück. Preise: Verordnungsweine schwere 43--45 Mk.,
leichte 43--45 Mk., Säuen 36--41 Mk. und Ferkel 41--44 Mk
pr 100 Pfd

Angelommene und abgegangene Schiffe in Travemünde.

Angelommen:
Freitag, den 10. Januar.
11,20 U. D. Nyden, Lund, von Kopenhagen in 17 St.
12,25 U. D. Kalfund, Jensen, von Marstrand in 32 St.

Abgegangen:
Freitag, den 10. Dezember.
2,30 U. D. Burg, Thiel, nach Königsberg.
5,-- U. D. Nyden, Lund, nach Walmö.
6,10 U. D. Lübeck, Pultman, nach Kopenhagen.
Wind und Wasserstand in Travemünde 8 Uhr. W: 5,94 m
WSW., mäßig.

Schiffsbewegung in der Ostsee.
D. Stadt Lübeck ist am 10. Januar in Danzig angekommen.
D. Der Preuße ist am 10. Januar in Pillau eingetroffen.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt
die Redaktion dem Publikum gegenüber
keine Verantwortung.

Wir ersuchen unsere Leser,
diejenigen Geschäfte, welche im
„Lübecker Volksboten“ inserieren, zu
berücksichtigen und bei event. Ein-
lässen sich auf unser Blatt zu
berufen.

Frau Gehrman zu ihrem heutigen Ge-
burtsstage ein 999 Mal donnerndes Hoch, das de
ganze Sophienstraße wackelt. Ob sie sich wohl
wat marlen lett? Wehrere Frlm!

Den'n Mll'n hübschen Sally Cohn in de
Humarstraße 78 to sin'n geistigen Geburtsdag
andrügllich een 3 Mal donnerndes Hoch.

Den'n Mll'n Will Scholt, Moisinger
Allee 40b to sin'n Geburtsdag een Million Mal
donnerndes Hoch!
Leyer Will, Du schaffst läben,
Schaffst of wat to'n Besten gäben,
Is dat Meer, Grog oder Wien,
Uns fallt dat ganz egal sien.
Du rash' wat, ut welsche Weltgegend dat kümmt.

Auf Neu-Lauerhof wurde am zweiten
Familien-Abend aus Versehen ein Herren-
Pelzkragen mitgenommen. Man bittet,
denjenigen denselben wieder abzugeben.

Bierhandlung L. Weber
Kleine Allee 21.

Gefunden ein Arbeitsbentel m. Inhalt
in der Mittelstraße. Abzugeben Mittelstraße 12.

Verloren am 8. Januar ein Haus-
schlüssel.
Abzugeben gegen Belohnung Dornstraße 21.

Eine Partie hochfeine garnirte Damenhüte
ist für jeden annehmbaren Preis zu verkaufen.
Güllstraße 16a, parterre

Höferei.
Grundst. mit fl. Garten in lebh. Stadtege-
wor. Höferei betr. wird, wenzugäh. m. Einr.
bill. zu verk. Ford. 6500 Mk. Aug. 500
Mk. Schr. Aug. u. S 148 an d. Exp. d. Bl.

Eine Partie Ferkel
große und kleine, geht Sonntag
zum Verkauf.
Gasthof Schwarzer Adler.

Zu verkaufen ein gut erhaltene gr. Wasch-
topf, billig. Pelzerstraße 16a, 1. Etg.

Eine Wohnung
im Preise von 120 Mark
zu vermieten.
C. Jäger, Markstraße 45 a.

Zum 1. April zu vermieten
eine kl. Hof-Wohnung.
Bartenstraße 32, part.

Zu vermieten eine abgeheil. Etage in der
Friedenstr. enth. 2 Zim., Küche, Speisek., Keller,
Boden u. Zubeh., Pr. 160 Mk. Näh. Meierstr. 40.

Zu vermieten eine Wohnung von 3 Zimm.
nebst Zubeh. Klappenstraße 9.

Zum 1. April eine kl. Wohnung zu verm.
Preis 130 Mk. Meierstraße 43.

Zum 1. April eine kl. Wohnung, 2. Etage,
zu vermieten, Preis 135 Mark.
Klappenstraße 31.

Durch die Exped. des Lübecker Volksboten
ist zu beziehen:

Sozialdemokratie
und **Antisemitismus.**

Rede des Reichstagsabgeordneten
A. Bebel
auf dem IV. Parteitag der sozialdemokra-
tischen Partei zu Köln a. Rh.
Nebst einem Nachtrag.
Preis 20 Pfg.

E. Putzger, Klavierspieler,
Bedergrube 27.

Adlershorst.
Heute Sonntag:
Tanz-Unterhaltung

Quartett-Verein „Luba“.

Gr. Maskenball

in den „Central-Hallen“
am Montag den 3. Februar 1896.

Karten für Masken 75 Pfg., für Zuschauer 50 Pfg. sind zu
haben bei Herrn Dürkop, Central-Hallen, Stoffers, Devenen 27,
Carsten, Bartenstraße 29 und Saueracker, Langer Lohberg 15.
Vofalschung 6 Uhr. Maskenzug 8 Uhr. Ende 1 Uhr.
Einführung ist gestattet. -- stüber und fremde Perons haben keinen Zutritt. Der Vorstand.
NB. Versammlung am Montag den 13. Februar.



8. Stiftungsfest des Athletenklub Hanja v. 1888

verbunden mit
Concert, athletischen Aufführungen, Ringkämpfen,
Preisschießen und Ball

am Sonntag den 12. Januar im „Concordia-Garten“.

Abendöffnung 7 1/2 Uhr. Anfang des Concerts 7 Uhr, der Vorfstellung präz. 8 Uhr.
Nachdem: Ball. Ende 1 Uhr.
Karten im Vorverkauf für Herren 60 Pfg., eine Dame frei.
An der Casse: Herren 60 Pfg., Damen 20 Pfg.

Brauerei Packerburg

Sonntag den 12. Januar 1896:
Frei-Concert der Heyden'schen Capelle.

Auf der Doppel-Regelbahn:
Verkegeln von Hasen.

Central-Hallen

Jeden Sonntag:
Extra gr. Tanz in beiden Sälen.
Größtes u. schönstes Stablisement.
Wintergarten. Parquettanzenboden.
Johs. Dürkop.

Restaurant Dahmecke, Mengstraße 6.

Täglich: Frei-Concert der beliebten Damenkapelle
„Zugvögel“

Zoologischer Garten

Lübeck.
Täglich geöffnet.
Entrée 30 Pfg., Kinder 15 Pfg.

Concert-Haus „Flora“

Jeden Sonntag:
Tanzfränzchen

Anfang 4 Uhr. Ende 12 Uhr.
Herm. Gutsche.

Neu-Lauerhof.

Heute Sonntag:
Großes Tanzfränzchen.

Anfang 4 Uhr. Ende 12 Uhr.
Herm. Gutsche.

Friedrich-Franz-Halle

Jeden Sonntag:
Tanzfränzchen.

Zum Fuhrwerkskrug.

Heute u. folgende Tage:
Ausshank
von vorzüglichem
Adler-Bod

1/2 Liter-Strüge 15 Pfg.
Hierzu ladet ergebenst ein J. Wulff.

Ausshank von Bodbier

bei
Fr. Loeke, Lederstr. 3.
Central-Verkehr.

Busch's Bier-Convent.

Heute, Sonntag d. 12. Jan.:
Großes
Bodbier-Fest

mit
musikal. Unterhaltung.
Hierzu ladet ergebenst ein
Chr. Busch.

Grossherzog v. Mecklenburg.

Heute, Sonntag:
Großes Bodbier-Fest

mit
Musik-Unterhaltung
Ergebenst Chr. Wien.

Colosseum.

Heute
Sonntag:
Tanz.

Anfang 4 Uhr. Ende 12 Uhr.
W. Dassel.

Große Volksmaskerade

Sonntag den 1. März:
Restaurant Otto Gennburg,
44 Bedergrube 44.

Heute und Morgen:
Große Unterhaltungs-Musik.

Ausschank von
echtem u. ff. Actien-Bier

Stadtheater in Lübeck.

Sonntag den 12. Januar:
Nachmittags 4 Uhr:
Zum letzten Male!

Sneewittchen.

Halbe Preise.
Abends 7 Uhr:
Unser Abonnement. Opernpreise.
Erneutes Gastspiel

Fatinitza.

Wladimir -- Fr. Bergère a. G.
Montag den 13. Januar:
67. Abonnements-Vorstellung. 1. Serie: Grau.

Pestalozzi.

Fest-Vorstellung
zur Feier des 150jähr. Geburtstages
Pestalozzi's.
(10. Januar 1746.)
Anfang 7 Uhr. Schauspielpreise.

Minna von Barnhelm.

Central-Krankenkasse
„Grundstein zur Einigkeit“
(Fittale Lübeck).

Mitgliederversammlung
am Dienstag den 14. Januar,
Abends 8 1/2 Uhr,
bei Herrn Rumohr, Marlesgr. 22.
Der Vorstand.

General-Versammlung

der
Kranken- und Sterbekasse „Fidelitas“
E. H. No. 19
am Montag den 13. Januar 1896
Abends 9 Uhr
in den Central-Hallen (J. Bürkop).
Tages-Ordnung:
1. Abrechnung für das verfloßene halbe Jahr.
2. Vorhandswahl laut § 17.
3. Anträge und Verschiedenes.
Um recht zahlreiches Erscheinen der Mitglieder
bittet
Der Vorstand.

Club Fidelitas.

Benefiz-Ball

am Sonntag den 12. Januar 1896
in der festlich decorirten
Tivoli-Halle.
(Eingang Gewervereinsaal).
Musik von der Vereins-Kapelle.
Dir. Hoffmann.
Anfang 6 Uhr. — Ende 2 Uhr.
Eintritt 50 Pfg. Damen frei.
NB. In diesem meinem Vortheils-Abend
ladet freundlichst ein
H. Koch,
Vize des Clubs und der Krankenkasse.

Quartett-Verein „Amicitia“

Maskenball
am Faschnachts-Montag
im Colosseum.
Der Vorstand.

Hansa-Halle.

Hatte meine Lokalitäten
Clubzimmer, Billardzimmer
und **Regelbahn**
bestens empfohlen. Piano steht zur Benutzung
der Gäste bereit. ff. **Wortbier** 1/10 Liter 20 Pfg.
ff. **Lagerbier** 1/10 Liter 15 Pfg.
Hochachtungsvoll **J. Rümöller.**

Unterzeichneter empfiehlt seine
Stehbierhalle

ff. **Hansa-Bier à Seidel** 10 Pf.,
seits guten **Grog**
und jeden Sonnabend: **Seife Knackwurst.**
J. Spethmann, Sinter d. Burg.

Brutschleier

und
Brautkränze

von 1 Mk. bis 6 Mk.
Natur-Myrthenkränze
werden von 50 Pfg. an gebunden.

D. Wagner
40 Holstenstraße 40.

Schweinefleisch Karbonade
Pfd. 50 Pfg. Pfd. 60 Pfg.
Halbfleisch Geizl. Schweinefleisch
Pfd. 30 Pfg. Pfd. 50 Pfg.
Dicke Rippen, Pfd. 55 Pfg.

empfehl
Die Schweineschlachtere
von
W. Strohheldt
73 Glockengießerstraße 73.

M. Labrtz, Böttcherstr. empfiehlt:
Schweinefleisch 55 Pfg., Karbonade 60 Pfg., Ochsen-
fleisch 60 Pfg., fetten und mag. Speck 60 Pfg., ger.
Schweinefleisch 65 Pfg., bestes Flohmenchmalz
60 Pfg., ger. Rettwurst 60 und 80 Pfg., gefochte
Rettwurst und Lebertwurst 70 Pfg., Preßwurst u.
Braunschweiger Wurst 60 Pfg., Kopffleisch 30 Pfg.,
Brotwurst, Stück 10 Pfg., Schwarzkauer a. i. w.

Berliner Damen-Mäntel-Fabrik

79 Breitestraße * Hugo Berju * Breitestraße 79

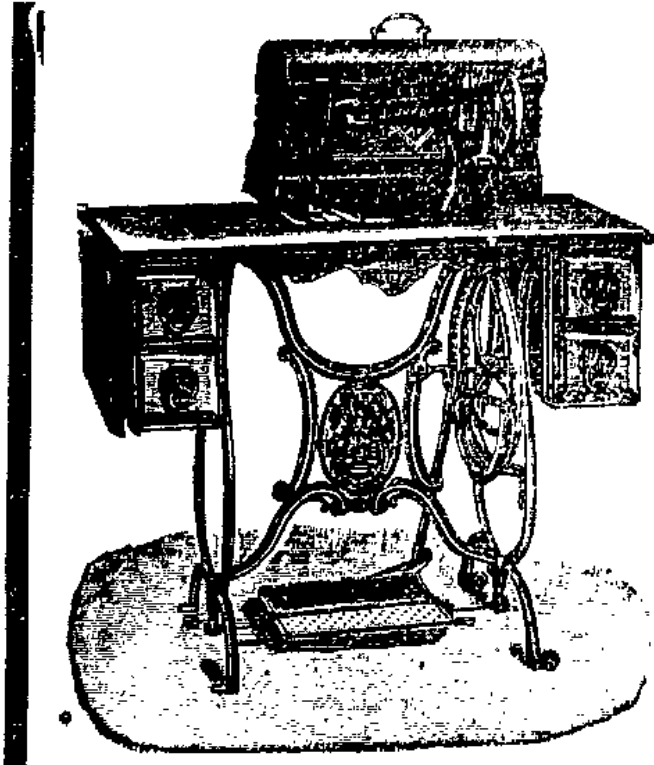
Beginn des Inventur-Ausverkaufs

Montag den 13. Januar.

Sämmtliche vorräthigen
Plüschcapes, Jaquetts, Röder, Regenmäntel u. Kindermäntel
zu nicht nur herabgesetzten, sondern zu und unter Einkaufspreisen!
Diesbezüglich verweise auch auf mein Schaufenster!

Schuhwaaren-Fabrik

Mühlenstraße 32. **F. Baurenfeind** Ecke Kapitelstraße.
Großes Lager in
Damen-, Herren- und Kinderstiefeln.
Nur solide Waare zu den billigsten Preisen.
Reparaturen prompt und billig.



J. H. Reimann
Mechaniker
74 Königstraße 74
Nähmaschinen
bester Systeme
für Handwerker u. Familiengebrauch.
Handmaschinen von 30 Mk. an
Trittmaschinen von 50 Mk. an
mit weitgehendster Garantie.
Constanteste Bedingungen auf Theilzahlung.
Reparaturen aller Systeme prompt u. billig.

Carl Herm. Mich. Stave,
Weiter Kraumbuden 4. Lübeck.
Specialität:

Arbeiter-Garderoben.

Grütes und ältestes Geschäft dieser Art.
Gegründet 1821.
Solide Waare. — Starke Arbeit. — Billige und feste Preise.

Ludw. Hartwig's Kaffee schmeckt am Besten.

Bestor Ersatz
Van den Bergh's
feinste holländische Süßrahm-
Margarine
aus den Fabriken
Cleve, Rotterdam, Brüssel, London.
für Butter.

Künstlich in fast allen Colonialwaaren- und Butter-Geschäften.
Vertreter: **Johs. Klüssmann, Lager: Johannisstr. 27.**

Cigarren in allen Preislagen, im Verhältnis zur Qualität
sehr billig, hübsche Aufmachungen in 1/10,
1/20 und 1/40 Kisten.
Obertrave 8.
Fernsprecher 349.
Ludw. Hartwig.

Prima
dicke Flohmen
Pfd. 60 Pfg.
Kopf und Bein
Pfd. 20 Pfg.
empfehl
Carl Schröder
obere Hügelstraße 6.

Photograph. Atelier
„Nanon“
Lübeck, Klingenberg 8/9
Liefert in bekannt bester Ausführung:
12 Nist und 1 Cabinet für 5,50 Mk.
12 Cabinet für 15, — Mk.
Bei Vorzeigung dieser Annonce 10 % Rabatt.
Sonnentags bis Abends geöffnet.
Bruchkaffee besonders
schön,
ganz ohne Steine, per Pfund 80 Pfg.
empf. **Werner Bauer, Schlumacherstr. 4.**

Die noch vorhandenen
garnierten und ungarnten
Damen-Hüte
sowie sämtliche
Buzartikel
werden von heute ab
zur Hälfte des realen Werthes
abgegeben.
D. Wagner
40 Holstenstraße 40.

Wilh. Jack

Königstraße 96, bei der Wahnstr.
hält seine große Auswahl in
Musik-Instrumenten
jeder Art bestens empfohlen.
Selbstspielende Musikwerke von 5 Mk. an, in
auswechselbaren Metall-Notenscheiben, jede
Stück spielend, von Mk. 17,60 an.
Accordithern mit Schale, Notenpult, Schließ-
ring und Etui von 4 Mk. an.
Harmonikas in allen Preislagen, nur best-
haltbarste und langvollste Instrumente unter
Garantie, keine Bazar- oder Marktwaare.
Violinen mit Bogen u. Futteral von 3,50 Mk.
an (sauber gearbeitet, polirt und gut spielbar)
Drehorgeln aller Systeme. **Phantasi-
Gegenstände, Cigarrenkisten, Bierseide,
Albums u. s. w., alles mit Musik.**
Bessere Kinder-Musik-Instrumente
wie Drehorgeln, Zithern, Trommeln, Klavier-
flöten, Harmonikas, Metallophon, Flageolet,
Blas- und Mundharmonikas u. s. w.
in großartiger Auswahl.
Lade zum Besuche meines Musikhan-
delslokal ein. Meine Preise sind wie bekannt
äußerst billig und tauche, wenn etwas nicht
nach Wunsch, bereitwilligst um.
Ergebenst **D. O.**
NB. Eine Partie Harmonikas, wovon
die Polituren im Schaufenster etwas gefittet
verkaufte zum Selbstkostenpreis.

Corsetts

kaufte einen großen Posten enorm billig
und empfehle dieselben meinen werthen
Kundinnen
zu sehr billigen Preisen.
D. Wagner
40 Holstenstraße 40.

Künstliche Zähne, garantiert brauchbar, b
Zahnzehen, auch schmerzlos. Plombiren
Frau **Elise Düffer, Huxstrasse 40.**
Mache hierdurch meiner werth-
Kundschaft von Stockelsdorf u
Umgegend die ergebene Anzeige, daß ich mein
Brod-Niederlage
von Frau Thiessen-Stockelsdorf nach
Herrn **Schönbaum-Stockelsdorf**
verlegt habe. Hochachtungsvoll
J. A. Willers,
Stockelsdorfer Mühle

Ein Hochverräther.

Ich ging friedlich durch die Straßen von Pest, da schrie es plötzlich hinter mir:

„Du schwarzgelber Hund!“

Laut und gellend klangen mir die Worte ins Ohr — ich fuhr auf aus meinen Gedanken und blickte um mich. Ich war noch in der Gasse der Schuster. Das der Schimpf mir galt, konnte ich nicht bezweifeln. Denn die Straße lag in hellem Sonnenschein verüdet, nur weit oben balgten sich zwei flachshaarige Buben und ein altes Weibchen hinkte an den Häusern dahin.

Aber wie b'kam just ich dem Ehrentitel, den ich doch so wenig verdiene, wie selten ein Monarch?! Und wer war der Ruser?

„Elsen Kossuth! Elsen Kossuth!“

Ich wendete mich hastig um. Der Rufende mußte im kleinen Gassenladen stecken, vor dem ich stand. Es war die Werkstätte eines Flickschusters. Aber der alte Mann hockte mit harmloser Miene auf seinem Dreibein und mühte sich emsig, eine lebensmüde Sohle, zu fernem Gange durchs Leben zu stärken. Er blickte erst auf, als ich dicht vor ihm stand.

Der selbe nicht schmeichelhafte Ruf klang mir gleichzeitig aus dem Hintergrunde entgegen. Und nun konnte ich auch deutlich erkennen, daß das keine Menschenstimme war.

„Ach! mein Staarl“, lachte der Meister und rief in einen Winkel. „Hant'l, halt's Maul!“ Da saß der stahlgrau schillernde Uebelthäter und blinzelte mich mit den klugen Auglein an.

„Er meint's nüt böß!“ tröstete mich sein Herr.

„Wissen's, er hat's amal so g'lernt!“

Ich mußte herzlich lachen. Das ist ja ein seltsames Thier, meinte ich dann, „man trifft kaum einen Staar, der so viele Wort kann und dabei so deutlich.“

„Ja!“ bestätigte der Schuster stolz, „a rares Stück.“

„Elsen Kossuth“ kann er rufen und „Du schwarzgelber Hund.“ Und der Vogel bewies auch ununterbrochen, daß er das wirklich könne.

„Sie sind wohl ein guter Patriot?“ fragte ich.

„Na freilich!“

Der Mann blickte mich stolz an.

„Ich meinte, Sie wären von der Linken — weil der Vogel „Elsen Kossuth!“ schreit.“

„Na — wissen's böß kommt daher, weil i's dem Hantel noch im Sechz'ger Jahr g'lernt hab'. Da war noch der Kossuth's Höchste. Später, im Siebenundsechz'ger Jahr, hätt' ich's gern g'hehn, daß er a „Hoch der König!“ lernt, oder weil er's Elsen noch vom Kossuth kann, „Elsen a Kiralyh“. Aber da is er z'dumm dazu — i hob' mi eh g'nug gift! Ja — wenn mei' Michel noch lebet! Der hätt' 's ganze Paternoster g'lernt, wann i g'woilt hätt'. Aber der is g'storben — schon im Sechsunndfünfz'ger Jahr.“ Der alte Mann wurde fast wehmüthig in der Erinnerung an den todtten Liebling. Aber gleich darauf setzte er grimmig hinzu: „Die schwarzgelben Hund' haben ihn um' bracht!“

„Wen?“ fragte ich erstaunt.

„Na — den Mich'l, wen denn sonst?“

„Und den haben die Schwarzgelben getödtet?“

„Freilich ja! In Ofen hoben's ihn eing'sperrt und a Prozeß haben's ihm g'macht und nachher um'bracht. Wissen's — wegen Hochverrath!“

„Wa—a—s? Einen Staar?“

„Sie glauben's nüt? Wahr ist doch! — Fragen's nur in der ganzen Pester Stadt! Wegen Hochverrath! — Ja a lieb's Thier!“

„Aber wie ist das nur zugegangen?“

„Ja segens — böß war a so!“ Der alte Mann nahm die Hornbrille von der Nase und erzählte: „'s war grad a Tag wie heut, schön, zu heiß a nüt, da siß i da mei' Michel und mir plauschen halt. No ja — Jemanden muß der Mensch zum Plauschen hab'n — i hab' kei Weib, i hab' kei Kind — also plausch i mit'n Michel. I red und er plappert, was er g'lernt hat — „Du schwarzgelber Hund!“ und „Elsen Kossuth!“ . . . I sag' Ihna, der Michel hat vastanden, was er g'sagt hat und mi hat er a vastanden, besser wie a Mensch. Und wie mier so sißen und plauschen, stürzt auf a mal a blutjunger Leitnant herein, roth wie a Truthahn hund schreit: „Wo ist der Hund? Wo ist der Kerl, der mich beschimpft hat?“ Und dabei zittert er Ihna nur so vor Wuth . . .“

„Herr Leitnant,“ sag' i, „verzeihen's, mei' Michel, das Staarl!“ „Wo!“ schreit der Offizier, „wo ist die infame Bestie, ich dreh' ihr den Hals um!“ . . . Da werd i a fuchtig. „Herr Leitnant,“ sag' i, „a Beschü ist der Michel nüt und infam noch weniger und böß mit'n Halsumdreh'n — böß schon am Wenigsten! Das Thier g'hört mein — vastanden, Herr Leitnant?“ Da giebt er mier a Stoß in d' Brust und schreit alleweil vom Erschießen und Hängen. Dann lauft er weg und schreit noch zurück: „Du Rebell, ich will Dir schon Mores lehren“ . . . „Mein'wegen“, schrei i ihm nach, „i bin a Pester Bürger, i fürcht' mich vor kan Mohren nüt!“

Dann denk i aber nach, 's war halt gar so a schwere Zeit, und die Böhmen hab'n uns g'schunden, wie's g'woilt haben, und a Gerechtigkeit war nüt z'finden, und da ist mir angst und bang wor'n. „Michel,“ sag' i, „paß auf, mit dem sein wir noch nüt fertig! Michel! Du hast uns alle zwei in a schönen Pat'sch'n einibracht!“ Und der Michel hat's a g'spürt, der is ganz dasig da-g'essen. Und richtig — zwei Stunden d'rauf komm'n so zwei Maderer, zwei vaschluchtige Böhmen und packen mich z'samm und 'n Michel a und schleppen uns alle zwei über d' Brücken nach Ofen in d' Polizei-Direktion. Und dort süßrens man uns uma, wie närrisch, bis m'r endlich zum Kommissär kommen sein, zum Herrn v. W.

Ich hab' ihn eh'kennt, er war a Pester, aber mit die Schwarzgelben hat er's g'halten — der Schuft.“ Der Schuster spuckte verächtlich aus. „No — und der hat uns an'g'fragt, wie mir heißen und wie alt mir sein, der Michel und i, und wie lang i den Vogel hab'.“ „Seit 'n siebenundvierz'ger Jahr“, sag' i. „Und wann hab'n's ihm solche Niederträchtigkeiten g'lernt?“ fragt er. Aber das war m'r z'viel! „Niederträchtigkeit!“ sag' i. „im achtundvierz'ger Jahr war das a Niederträchtigkeit nüt, und heit ist a fa Schlechtigkeit, und wann's damals a Niederträchtigkeit war, so sein Sie, Herr v. W., a

schlecht und niederträchtig g'wesen!“ Wissen's i bin hal jach! Und böß war a Unglück für mi und mein Michel. Denn der Herr v. W. is furteufelswilt wor'n und hat g'schrien: „In den Arrest mit ihm!“ Und da haben's mi fortg'schleppt und — mein Michel hab' i siberadem nimmer g'sehen.

Dem alten Menschen traten wirklich und wahrhaftig die Thränen in die Augen. „Und wie wars nachher?“ fragte ich nach kurzer Pause.

„Ich sag' Ihna — bumm und schlecht sein die Schwarzgelben g'wesen — 's is nüt z'on berzählen.“ Aber dann erzählte er doch: „Acht Tag bin i in'n Arrest g'fessen und alle Tag habens mi an'g'fragt und alle Tag hab i's Nämlische g'sagt; „In acht'undvierz'ger Jahr — da hab i's dem Michel vorg'sagt und damat is böß fa Sünd g'wesen.“ Aber allweil habens von mir a Geständniß g'woilt. „Ich was ja nix mehr,“ hab i g'sagt, aber g'mußt hat's nix. Un den Michel habens gar so närrischen Namen geben — „Corpus delicti“ habens ihn alleweil g'nennet. Und nachher habens mi wieder auf'g'lassen. „Wo ist mei' Michel?“ frag' i den Kerkermeister. „Der bleibt in Untersuchungshaft“, sagte er, „sein's froh, daß die Herren Ihna laufen lassen!“ — „Herr Kerkermeister“, wispel i, „hier hab'n's an Zwanziger — sagen's ehrlich — wo is mei' Michel?“ — „No“, sagt er, „wann's g'rad wissen wollen: todt is er. Die Herren haben a Sitzung g'halten und weil er so hochverrätherisch g'reb hat, so haben's beschloffen: hin muß er wer'n. Und da hob ich ihm Regenpulver ins Futter g'mengt . . .“ Segens — das war das End' von mein Michel!“

So erzählte der alte Mann, und ohne daß ich „die ganze Pester Stadt“ zu fragen brauchte, konnte ich erkennen, daß er die buchstäbliche Wahrheit gesprochen. Es war die Historie von dem Staar, den im Jahre 1856 ein k. k. Gerichtsenat wegen hochverrätherischer Reden zum Tode verurtheilt hatte.

„Aber wie ist das nur zugegangen?“

„Ja segens — böß war a so!“ Der alte Mann nahm die Hornbrille von der Nase und erzählte: „'s war grad a Tag wie heut, schön, zu heiß a nüt, da siß i da mei' Michel und mir plauschen halt. No ja — Jemanden muß der Mensch zum Plauschen hab'n — i hab' kei Weib, i hab' kei Kind — also plausch i mit'n Michel. I red und er plappert, was er g'lernt hat — „Du schwarzgelber Hund!“ und „Elsen Kossuth!“ . . . I sag' Ihna, der Michel hat vastanden, was er g'sagt hat und mi hat er a vastanden, besser wie a Mensch. Und wie mier so sißen und plauschen, stürzt auf a mal a blutjunger Leitnant herein, roth wie a Truthahn hund schreit: „Wo ist der Hund? Wo ist der Kerl, der mich beschimpft hat?“ Und dabei zittert er Ihna nur so vor Wuth . . .“

„Herr Leitnant,“ sag' i, „verzeihen's, mei' Michel, das Staarl!“ „Wo!“ schreit der Offizier, „wo ist die infame Bestie, ich dreh' ihr den Hals um!“ . . . Da werd i a fuchtig. „Herr Leitnant,“ sag' i, „a Beschü ist der Michel nüt und infam noch weniger und böß mit'n Halsumdreh'n — böß schon am Wenigsten! Das Thier g'hört mein — vastanden, Herr Leitnant?“ Da giebt er mier a Stoß in d' Brust und schreit alleweil vom Erschießen und Hängen. Dann lauft er weg und schreit noch zurück: „Du Rebell, ich will Dir schon Mores lehren“ . . . „Mein'wegen“, schrei i ihm nach, „i bin a Pester Bürger, i fürcht' mich vor kan Mohren nüt!“

Dann denk i aber nach, 's war halt gar so a schwere Zeit, und die Böhmen hab'n uns g'schunden, wie's g'woilt haben, und a Gerechtigkeit war nüt z'finden, und da ist mir angst und bang wor'n. „Michel,“ sag' i, „paß auf, mit dem sein wir noch nüt fertig! Michel! Du hast uns alle zwei in a schönen Pat'sch'n einibracht!“ Und der Michel hat's a g'spürt, der is ganz dasig da-g'essen. Und richtig — zwei Stunden d'rauf komm'n so zwei Maderer, zwei vaschluchtige Böhmen und packen mich z'samm und 'n Michel a und schleppen uns alle zwei über d' Brücken nach Ofen in d' Polizei-Direktion. Und dort süßrens man uns uma, wie närrisch, bis m'r endlich zum Kommissär kommen sein, zum Herrn v. W.

Ich hab' ihn eh'kennt, er war a Pester, aber mit die Schwarzgelben hat er's g'halten — der Schuft.“ Der Schuster spuckte verächtlich aus. „No — und der hat uns an'g'fragt, wie mir heißen und wie alt mir sein, der Michel und i, und wie lang i den Vogel hab'.“ „Seit 'n siebenundvierz'ger Jahr“, sag' i. „Und wann hab'n's ihm solche Niederträchtigkeiten g'lernt?“ fragt er. Aber das war m'r z'viel! „Niederträchtigkeit!“ sag' i. „im achtundvierz'ger Jahr war das a Niederträchtigkeit nüt, und heit ist a fa Schlechtigkeit, und wann's damals a Niederträchtigkeit war, so sein Sie, Herr v. W., a

schlecht und niederträchtig g'wesen!“ Wissen's i bin hal jach! Und böß war a Unglück für mi und mein Michel. Denn der Herr v. W. is furteufelswilt wor'n und hat g'schrien: „In den Arrest mit ihm!“ Und da haben's mi fortg'schleppt und — mein Michel hab' i siberadem nimmer g'sehen.

Dem alten Menschen traten wirklich und wahrhaftig die Thränen in die Augen. „Und wie wars nachher?“ fragte ich nach kurzer Pause.

„Ich sag' Ihna — bumm und schlecht sein die Schwarzgelben g'wesen — 's is nüt z'on berzählen.“ Aber dann erzählte er doch: „Acht Tag bin i in'n Arrest g'fessen und alle Tag habens mi an'g'fragt und alle Tag hab i's Nämlische g'sagt; „In acht'undvierz'ger Jahr — da hab i's dem Michel vorg'sagt und damat is böß fa Sünd g'wesen.“ Aber allweil habens von mir a Geständniß g'woilt. „Ich was ja nix mehr,“ hab i g'sagt, aber g'mußt hat's nix. Un den Michel habens gar so närrischen Namen geben — „Corpus delicti“ habens ihn alleweil g'nennet. Und nachher habens mi wieder auf'g'lassen. „Wo ist mei' Michel?“ frag' i den Kerkermeister. „Der bleibt in Untersuchungshaft“, sagte er, „sein's froh, daß die Herren Ihna laufen lassen!“ — „Herr Kerkermeister“, wispel i, „hier hab'n's an Zwanziger — sagen's ehrlich — wo is mei' Michel?“

„No“, sagt er, „wann's g'rad wissen wollen: todt is er. Die Herren haben a Sitzung g'halten und weil er so hochverrätherisch g'reb hat, so haben's beschloffen: hin muß er wer'n. Und da hob ich ihm Regenpulver ins Futter g'mengt . . .“ Segens — das war das End' von mein Michel!“

So erzählte der alte Mann, und ohne daß ich „die ganze Pester Stadt“ zu fragen brauchte, konnte ich erkennen, daß er die buchstäbliche Wahrheit gesprochen. Es war die Historie von dem Staar, den im Jahre 1856 ein k. k. Gerichtsenat wegen hochverrätherischer Reden zum Tode verurtheilt hatte.

„Aber wie ist das nur zugegangen?“

„Ja segens — böß war a so!“ Der alte Mann nahm die Hornbrille von der Nase und erzählte: „'s war grad a Tag wie heut, schön, zu heiß a nüt, da siß i da mei' Michel und mir plauschen halt. No ja — Jemanden muß der Mensch zum Plauschen hab'n — i hab' kei Weib, i hab' kei Kind — also plausch i mit'n Michel. I red und er plappert, was er g'lernt hat — „Du schwarzgelber Hund!“ und „Elsen Kossuth!“ . . . I sag' Ihna, der Michel hat vastanden, was er g'sagt hat und mi hat er a vastanden, besser wie a Mensch. Und wie mier so sißen und plauschen, stürzt auf a mal a blutjunger Leitnant herein, roth wie a Truthahn hund schreit: „Wo ist der Hund? Wo ist der Kerl, der mich beschimpft hat?“ Und dabei zittert er Ihna nur so vor Wuth . . .“

„Herr Leitnant,“ sag' i, „verzeihen's, mei' Michel, das Staarl!“ „Wo!“ schreit der Offizier, „wo ist die infame Bestie, ich dreh' ihr den Hals um!“ . . . Da werd i a fuchtig. „Herr Leitnant,“ sag' i, „a Beschü ist der Michel nüt und infam noch weniger und böß mit'n Halsumdreh'n — böß schon am Wenigsten! Das Thier g'hört mein — vastanden, Herr Leitnant?“ Da giebt er mier a Stoß in d' Brust und schreit alleweil vom Erschießen und Hängen. Dann lauft er weg und schreit noch zurück: „Du Rebell, ich will Dir schon Mores lehren“ . . . „Mein'wegen“, schrei i ihm nach, „i bin a Pester Bürger, i fürcht' mich vor kan Mohren nüt!“

Dann denk i aber nach, 's war halt gar so a schwere Zeit, und die Böhmen hab'n uns g'schunden, wie's g'woilt haben, und a Gerechtigkeit war nüt z'finden, und da ist mir angst und bang wor'n. „Michel,“ sag' i, „paß auf, mit dem sein wir noch nüt fertig! Michel! Du hast uns alle zwei in a schönen Pat'sch'n einibracht!“ Und der Michel hat's a g'spürt, der is ganz dasig da-g'essen. Und richtig — zwei Stunden d'rauf komm'n so zwei Maderer, zwei vaschluchtige Böhmen und packen mich z'samm und 'n Michel a und schleppen uns alle zwei über d' Brücken nach Ofen in d' Polizei-Direktion. Und dort süßrens man uns uma, wie närrisch, bis m'r endlich zum Kommissär kommen sein, zum Herrn v. W.

Ich hab' ihn eh'kennt, er war a Pester, aber mit die Schwarzgelben hat er's g'halten — der Schuft.“ Der Schuster spuckte verächtlich aus. „No — und der hat uns an'g'fragt, wie mir heißen und wie alt mir sein, der Michel und i, und wie lang i den Vogel hab'.“ „Seit 'n siebenundvierz'ger Jahr“, sag' i. „Und wann hab'n's ihm solche Niederträchtigkeiten g'lernt?“ fragt er. Aber das war m'r z'viel! „Niederträchtigkeit!“ sag' i. „im achtundvierz'ger Jahr war das a Niederträchtigkeit nüt, und heit ist a fa Schlechtigkeit, und wann's damals a Niederträchtigkeit war, so sein Sie, Herr v. W., a

schlecht und niederträchtig g'wesen!“ Wissen's i bin hal jach! Und böß war a Unglück für mi und mein Michel. Denn der Herr v. W. is furteufelswilt wor'n und hat g'schrien: „In den Arrest mit ihm!“ Und da haben's mi fortg'schleppt und — mein Michel hab' i siberadem nimmer g'sehen.

Dem alten Menschen traten wirklich und wahrhaftig die Thränen in die Augen. „Und wie wars nachher?“ fragte ich nach kurzer Pause.

„Ich sag' Ihna — bumm und schlecht sein die Schwarzgelben g'wesen — 's is nüt z'on berzählen.“ Aber dann erzählte er doch: „Acht Tag bin i in'n Arrest g'fessen und alle Tag habens mi an'g'fragt und alle Tag hab i's Nämlische g'sagt; „In acht'undvierz'ger Jahr — da hab i's dem Michel vorg'sagt und damat is böß fa Sünd g'wesen.“ Aber allweil habens von mir a Geständniß g'woilt. „Ich was ja nix mehr,“ hab i g'sagt, aber g'mußt hat's nix. Un den Michel habens gar so närrischen Namen geben — „Corpus delicti“ habens ihn alleweil g'nennet. Und nachher habens mi wieder auf'g'lassen. „Wo ist mei' Michel?“ frag' i den Kerkermeister. „Der bleibt in Untersuchungshaft“, sagte er, „sein's froh, daß die Herren Ihna laufen lassen!“ — „Herr Kerkermeister“, wispel i, „hier hab'n's an Zwanziger — sagen's ehrlich — wo is mei' Michel?“

„No“, sagt er, „wann's g'rad wissen wollen: todt is er. Die Herren haben a Sitzung g'halten und weil er so hochverrätherisch g'reb hat, so haben's beschloffen: hin muß er wer'n. Und da hob ich ihm Regenpulver ins Futter g'mengt . . .“ Segens — das war das End' von mein Michel!“

So erzählte der alte Mann, und ohne daß ich „die ganze Pester Stadt“ zu fragen brauchte, konnte ich erkennen, daß er die buchstäbliche Wahrheit gesprochen. Es war die Historie von dem Staar, den im Jahre 1856 ein k. k. Gerichtsenat wegen hochverrätherischer Reden zum Tode verurtheilt hatte.

Die Frau von dreißig Jahren.

H. de Balzac nacherzählt.

(31. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Eine Frau!“ rief er sanft. „Ist es möglich? Entfernen Sie sich,“ fuhr er fort. „Ich gestehe Niemandem das Recht zu, mich zu beklagen, freizusprechen oder zu verurtheilen. Ich muß allein leben. Gehen Sie, mein Kind,“ fügte er mit einer hoheitsvollen Geberde hinzu, „ich würde den Dienst, den mir der Herr dieses Hauses erweist, schlecht vergelten, wenn ich eine einzige der Personen, die es bewohnen, dieselbe Luft athmen ließe, die ich athme. Ich muß mich den Gesetzen der Welt unterwerfen.“

Dieser letzte Satz wurde mit leiser Stimme ausgesprochen. Während er durch seine tiefe Anschauung das Elend, das diese melancholische Idee erweckte, vollends im Geiste umfaßte, warf er einen Schlangenblick auf Helene und erregte in dem Herzen dieses ausgezeichneten jungen Mädchens eine Welt von Gedanken, die noch immer in ihr schlummerte. Es war, als beleuchtete Helene ein Licht unbekannter Länder. Ihr Herz wurde niedergeworfen, unterjocht, ohne daß sie die Kraft fand, sich gegen die magnetische Gewalt dieses Blickes, so unwillkürlich er auch auf sie gerichtet war, zu vertheidigen. Verschämt und zitternd ging sie fort und kam erst einen Augenblick vor der Rückkehr ihres Vaters in den Salon zurück, so daß sie ihrer Mutter nichts sagen konnte.

Ganz in Gedanken verloren ging der General schweigend mit gleichmäßigem Schritte von den Fenstern an der Straßenseite nach den Fenstern, die nach dem Garten hinausgingen, auf und ab. Seine Frau bewachte den schlafenden Abel. Moina, die in dem Lehnstuhle saß wie ein Vogel in seinem Neste, schlummerte sorglos. Die älteste Schwester hielt ein Räuel Seide in einer und eine

Nadel in der anderen Hand und betrachtete das Feuer. Das tiefe Schweigen, das im Salon, draußen und im Hause herrschte, wurde nur durch die schleppenden Schritte der Dienstleute, die nach und nach gingen, um sich schlafen zu legen, durch einiges ersticktes Lachen, das letzte Echo ihrer Freude und des hochzeitlichen Jubels, und endlich durch das Öffnen und Schließen ihrer Thüren, wobei noch stets Gepolter herausklang, unterbrochen. Einiges dumpfe Geräusch hallte noch um die Betten wieder. Hier fiel ein Stuhl um. Dort klang der Husten eines alten Kutschers schwach und schwieg endlich. Aber bald herrschte die düstere Majestät, die um Mitternacht in der schlafenden Natur hervorbricht, überall. Nur die Sterne leuchteten. Die Kälte hatte sich der Erde bemächtigt. Nicht ein Wesen sprach und regte sich. Nur das Feuer knisterte, als ob es die Tiefe der Stille recht hervorheben wollte.

Die Thurmuhre zu Montreuil schlug ein Uhr. In diesem Augenblicke hallten äußerst leichte Schritte in dem zweiten Stockwerke schwach wieder. Gewiß, den Mörder des Herrn von Mauny eingeschlossen zu haben, schrieben der Marquis und seine Tochter diese Bewegungen einer der Frauen zu und wunderten sich nicht zu hören, wie die Thüren des vor dem Salon liegenden Gemaches geöffnet wurden. Plötzlich erschien der Mörder in ihrer Mitte. Da ihm das Staunen, das sich des Marquis bemächtigte, die lebhaftere Neugier der Mutter und die Bewunderung der Tochter geklattet hatten, fast bis in die Mitte des Salons vorzuschreiten, sagte er zu dem General mit einer außerordentlich ruhigen und melodischen Stimme: „Mein Herr, denken Sie daran, die beiden Stunden sind gleich zu Ende.“

„Sie hier!“ rief der General. „Was giebt Ihnen die Erlaubniß?“ Und in höchster Aufregung warf er seiner Frau und seinen Kindern einen fragenden Blick zu. Helene wurde feuerroth. — „Sie,“ fuhr der Soldat

mit freischendem Tone fort, „Sie in unserer Mitte! Ein mit Blut bedeckter Mörder hier! Sie beschmutzen dieses Bild!“ Hinaus, hinaus mit Ihnen!“ fuhr er mit wüthendem Tone fort.

Bei dem Worte Mörder stieß die Marquise einen Schrei aus.

Was Helene anlangt, so schien dieses Wort über ihr Leben zu entscheiden, ihr Gesicht verrieth nicht das geringste Staunen. Sie schien diesen Mann erwartet zu haben. Ihre so ausgehenden Gedanken hatten einen Sinn. Die Strafe, die der Himmel für ihre Fehler aufbewahrt, trat hervor. Da sie sich für ebenso strafbar wie diesen Mann hielt, betrachtete das junge Mädchen ihn mit heiterem Auge; sie war seine Gefährtin, seine Schwester. Ihr galt dieser Umstand als ein Befehl Gottes.

Einige Jahre später hätte die Vernunft ihren Gewissensbissen Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber in diesem Augenblicke machten sie sie wahnsinnig.

Der Fremde blieb regungslos und kalt. Ein Rächeln der Verachtung trat in seinen Gesichtszügen und auf seinen Lippen hervor.

„Sie erkennen den Adel meines Auftretens gegen Sie sehr schlecht an,“ entgegnete er langsam. „Ich habe das Glas Wasser, das Sie mir gaben, um meinen Durst zu stillen, nicht mit meinen eigenen Händen berühren wollen. Ich habe nicht einmal daran gedacht, mir meine blutigen Hände unter Ihrem Dache zu waschen, und ich verlasse es mit der bloßen Vorstellung meines Verbrechens — bei diesen Worten preßten sich seine Lippen zusammen — „verlasse es mit dem Bestreben, hier keine Spur desselben zurückzulassen. Endlich habe ich Ihrer Tochter nicht einmal gestattet . . .“

„Meiner Tochter!“ rief der General und warf einen Blick voll Entsetzen auf Helene. „Ach, Unglücklicher, gehe hinaus oder ich tödte Dich.“

Ansicht gewesen, daß man an die afrikanischen Verhältnisse nicht den europäischen Moralmaßstab legen könne und wie bei dem Kanzer Leist, so finden sich auch diesmal in der Presse genug Stimmen, welche das rohe und gewaltthätige Auftreten des schneidigen Kulturträgers Wehlan, der auf der Anklagebank in weißen Gledhandschuhen und dilo Cravatte erscheint, entschuldigen wollen. Was wollt Ihr denn! Die Schwarzen müssen geprügelt werden, damit der Respekt erhalten bleibt; sogar die Missionäre, die christlichen Geistlichen des dunklen Erdtheiles, sind dieser Meinung und haben bekundet, daß seit der Prügelei „größerer Respekt“ unter den Schwarzen herrscht.

Es ist die alte Unternehmerrnoral, die da zum Ausdruck kommt. In unserem zivilisirten Lande schreit man nach ausnahmsgefehrlicher Bekämpfung der Arbeiter, die nichts anderes verbrodhen haben, als von ihrem gefehlich zugesprochenen Koalitionsrecht Gebrauch zu machen; eine große Anzahl Unternehmerblätter widmet sich täglich der Aufgabe, jede Mequng, jedes Beginnen der Arbeiter als Klaffe zu verhöhnien, zu beschimpfen, der Polizei und Staatsgewalt zu denunziren. Man giebt sich nicht einmal mehr die Mühe, den Nachweis zu führen, daß die Organisations- und Befreiungsbestrebungen der Arbeiter etwa ungefehlich seien, sie gefährden die Interessen des Unternehmerrnths, daher werden sie bekämpft.

Nach jene Schwarzen in Afrika, die von den Leist und Wehlan geschlagen, geknuppelt, getreten worden sind, waren Arbeiter und daher empören wir uns über die Behandlung, die ihnen die famosen Kulturträger zu Theil werden lassen. Wir bedauern, daß die Leist und Wehlan nicht schwerere Strafen getroffen haben. Unserer Ansicht nach gebührt Jenen, die so frech die Menschenwürde und Menschenrechte mit Füßen treten und den hilflosen Schwarzen zu Tode peinigen, etwas Anderes. Es gebührt ihnen der Kerker, und wir wissen, daß viele Millionen diese Ansicht theilen. Wenn im Reichstage der Kolonialetat zur Verhandlung kommt, wird die Sozialdemokratie Veranlassung nehmen, auf die Mißthaten thaten zurückzukommen.

Friedmann! Unsere Leser sind über den Fall Friedmann weniger unterrichtet. Er ist der Hammerstein der Freissinnigen, denn noch nicht allzulange ist es her, daß der nunmehr durchgebrannte Berliner Rechtsanwalt in Berliner freissinnigen Vereinen eine Rolle spielte. Er war ein schlagfertiger Vertbeidiger, beliebt durch seinen Berliner Gassenwitz, den er geschickt über seine Reden zu vertheilen wußte und durch den er sich einen Ruf erwarb. Er schriftstellerte und hatte genug Freunde, die seine spott-schlechten Romane lobten. Er begann auch zu spekuliren und einmal in das Getriebe der Börse hineingezogen, vergriff er sich an den Geldern seiner Klienten, um mit denselben sein Glück bei der Jagd nach dem Mammon zu versuchen. So kam er bald in finanzielle Schwierigkeiten und wurde das Opfer der Wucherer, mit denen er einen wilden Verzweiflungskampf auskämpfte. Und das Ende? Kurz vor einer gegen ihn angefügten ehrengerichtlichen Untersuchung verschwand der Herr Rechtsanwalt unter Hinterlassung einer bedeutenden Schuldenlast und eines geschädigten Klientenkreises. Als sein Verschwinden bekannt geworden war, vermiste man gleichzeitig mit ihm die hübsche Figurantin eines Berliner Theaters, die mit dem Herrn Rechtsanwalt auf Reisen gegangen war.

Die Sache hat nicht so viel Scandal gemacht wie die Hammerstein-Affaire, aber wenn der Arm der Justiz den Hochstapler aus der Berliner Bourgeoisie erreicht haben wird, dürfte es doch einen Prozeß geben, der ein grelles Schlaglicht auf die Parasiten der Gesellschaft wirft, die den Ertrag der Arbeit Anderer in einer Nacht

vergeuden. In dieser Beziehung wirkt auch die Friedmann-Affaire die Aufrüttelung der Massen, für die Sozialdemokratie.

Der Kreuzzeitungs-Hochstapler, der zur Zeit wohl noch in Gefängniß weilt und darüber nachdenkt, wie er in seinem Sturze noch andere konservative Größen mitreißen kann, wird nun bald vor dem Schwurgericht erscheinen. „Wenn es überhaupt zu einem Prozesse kommt,“ meinte jüngst der „Vorwärts“ zweifelnd. Wir glauben nun allerdings nicht, daß die Macht der Kreuzzeitungs-Klique groß genug ist, ihren Hammerstein vor dem Richter zu retten, aber daß sie Alles versucht haben, um die Staatsanwaltschaft an dem Zugreifen zu verhindern, das hat uns der Prozeß gegen den Redakteur Rauch in Hannover bewiesen. So lange es möglich war, suchte man den verhüllenden Schleier festzuhalten, bis dann die Doffentlichkeit genug wußte, um Lärm zu schlagen und dann der sllichtige Verbrecher ergriffen wurde.

Wehlan—Friedmann—Hammerstein! Es ist etwas Typisches an diesen drei Figuren, in deren Charakter wir die Merkmale ihrer Klasse finden. Deren Verfechter spielen jezt die Rolle des Verfolgten, der da schreit: „Haltet den Dieb!“ Aber wer die Menschen nach der Umgebung und den Verhältnissen beurtheilt, in denen sie sich befinden, der weiß auch, daß die Fälle Wehlan—Friedmann—Hammerstein nur ein Wffsel Schaum sind aus dem brodelnden Fegenseffel der Bourgeoisie. Und es werden nicht die letzten „Fälle“ sein! Ihre Zahl wird sich steigern mit dem fortschreitenden inneren Zerfalle der Bourgeoisie. Die Sozialdemokratie steht dabei als der lachende Dritte.

Soziales und Partei-Leben.

Ueber die B.triebsverhältnisse in den deutschen Buchdruckerereien giebt der Geschäftsbericht der Sektion „Berlin-Brandenburg“ der „Deutschen Buchdruckerereien-Gesellschaft“ für 1894 eine Zusammenstellung, die neben einer allgemeinen Uebersicht in genauer Darstellung die Beschäftigungsverhältnisse in Berlin und der Provinz Brandenburg darstellt. Wir entnehmen daraus nach der „Sozialen Praxis“: Der Vergleich der Zahlen der katastrirten Buchdruckerereibetriebe aus den Jahren 1888 bis 1894 ergiebt, daß sowohl in Vermehrung wie in Vergrößerung der deutschen Buchdruckerereien Jahr für Jahr ziemlich gleichmäßige Fortschritte gemacht worden sind, und zwar Fortschritte, die die Vermehrung der Bevölkerung (pro Jahr circa 1 pCt.) weit übertreffen.

Sektion	Zahl der Betriebe im Jahre 1894	Zahl der Arbeiter	Zunahme der Betriebe in Prozent in den Jahren 1888—94	Zunahme der Arb.-Zahl in Prozent in den Jahren 1888—94
Hannover, Schleswig-Holst. und kleine nordd. Staaten	604	10 490	20,7	48,7
Rheinland und Westfalen	685	11 466	26,2	56,6
Beide Hessen und Walder.	347	5 323	16,4	38,9
Südwestdeutschland	490	9 280	6,5	40,7
Bayern rechts des Rheins	411	4 885	16,1	33,4
Provinz Sachsen und Thüringen	339	6 654	16,8	48,2
Königreich Sachsen	479	13 745	16,3	41,6
Berlin und Brandenburg	617	13 996	24,7	54,7
Fünf hft. preuß. Provinzen	616	8 570	9,6	42,3
Deutschland	4697	85 403	17,3	46,0

Für ganz Deutschland ist die durchschnittliche Arbeiterzahl von 1888: 14,6 auf 1894: 18,2 gestiegen. Die Zunahme der versicherten Betriebe und Personen bedeutet größtentheils auch eine entsprechende Zunahme der vorhandenen. Auch die Verwendung der Elementarkräfte weist eine Steigerung auf. Die Betriebe mit Elementarkraft waren 1894 gegen 1890 in Berlin von 197 auf

289, in Brandenburg von 47 auf 90 und die Zahl der beschäftigten Personen in Berlin von 7326 auf 10 988, in Brandenburg von 924 auf 1728 gewachsen, die Betriebe ohne Elementarkraft hatten sich von 139 auf 131 auf 123 und 97, die darin beschäftigten Personen von 655 und 663 auf 507 und 559 vermindert. In 559 Betrieben waren durchschnittlich 22 879 Personen beschäftigt, davon 13 499 Buchdrucker. Die Arbeitsstetigkeit war am größten in den großen Betrieben. Der Durchschnittslohn (einschließlich der Zeitungsträger) variierte in Berlin je nach der Größe der Betriebe von Mk. 701 bis 1472, wobei in den kleinsten Betrieben die niedrigsten, in Betrieben mit 100—200 Arbeitern die höchsten Löhne gezahlt wurden. Von 100 überhaupt in Buchdruckerereien Beschäftigten bezogen in Berlin über Mk. 4 täglich 1893: 49,5, 1894: 46,5, in Brandenburg 1893: 9,4, 1894: 10,0. Der Durchschnittslohn dieser höchst-bezahlten Arbeiter betrug in Berlin Mk. 5,76 bzw. 5,78, in Brandenburg Mk. 4,99 bzw. 5,08. Auch auf diese Zahlen hat die Größe des Betriebs einen erheblichen Einfluß. In Betrieben von 1—10 Arbeitern in Berlin verdienen nur 21 pCt., in solchen mit 101—150 Arbeitern dagegen die dreifache Zahl, 63 pCt. über Mk. 3.

Aus Nah und Fern.

Wie den Schwarzen in unseren westafrikanischen Kolonien deutsche Kultur eingepaukt wird, hat erst vor Kurzem wieder der Prozeß Wehlan mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt. Das wir auf unsere ostafrikanische Kolonie stolz zu sein, auch keinen Anlaß haben, geht u. A. auch aus Korrespondenzen hervor, welche im „Berliner Tageblatt“ vor Kurzem veröffentlicht wurden. In einer derselben heißt es: Vor einigen Jahren berührte gelegentlich einer Reise von Natal nach Neapel längs der ostafrikanischen Küste unser Dampfer auch Dar-es-Salaam. Die Kajütenpassagiere, Leute aller Nationen, und besonders die darunter befindlichen Engländer, brannten vor Begierde, endlich einmal den Fuß auf eine der schon so viel besprochenen deutschen Kolonien setzen zu dürfen. Die ganze Gesellschaft fuhr zusammen an's Land, und auch wir wenigen Deutschen sahen mit Spannung und stolzen Herzens der Landung auf vaterländischem Boden entgegen. Doch ach! Unsere Begeisterung sollte ein schnelles und beschämendes Ende nehmen. Die ersten menschlichen Wesen, die wir unmittelbar beim Verlassen der Boote begegneten, waren eine Schaar von sechs bis acht mit dem Halse an einander geketteten Gefangenen, darunter einige, die kaum dem Kindesalter entwachsen waren. Sie waren mit Erdarbeiten beschäftigt und von einer mit einer Peitsche bewaffneten schwarzen Soldaten bewacht. Dieser, wohl in der Meinung, es handele sich um eine Inspektion, schlug, als er unsere Gesellschaft sich seinen Pflegebefohlenen nähern sah, mit kräftigen Hieben auf die nackten Unglücklichen los, um sie zu emfiger Arbeit anzuspischen. Schamroth wurden wir Deutsche, als wir die zornigen Aeußerungen und den heißenden Spott der über diese Art von Kolonisation entrüsteten Passagiere mit anhören mußten. Endlich begriff auch der Soldat die Situation und trieb plötzlich mit erneuten Hieben seine aneinander gekettete Schaar an einen entfernteren Ort. Die Mehrzahl der Gesellschaft erklärte, sie hätte schon genug von deutscher Kolonisation gesehen und verzichte auf weitere Sehenwürdigkeiten. Thatsächlich fuhren die meisten sofort wieder mit dem Boote nach dem Dampfer zurück. Wie mögen sie die erlebte Scene erst in ihrer Heimath ausgebeutet haben!

„Die beiden Stunden sind noch nicht verstrichen. Sie können mich also weder tödten noch mich ausliefern, ohne eben Ihre Achtung zu verlieren und die meine.“

Bei diesem letzten Worte versuchte der Soldat den Verbrecher anzusehen; aber er wurde gezwungen die Augen zu senken, er fühlte sich außer Stande, den unerträglichen Glanz eines Blickes auszuhalten, der ihm zum zweiten Mal das Herz auflöste. Er befürchtete noch ganz zu ermatten, da er bemerkte, daß sein Wille schon nachließ.

„Einen Greis ermorden! Sie haben also noch nie eine Familie gesehen?“ sagte er, indem er mit einer väterlichen Geberde auf seine Frau und auf seine Kinder hinwies.

„Einen Greis,“ wiederholte der Fremde, dessen Sitten sich zusammenzog.

„Fliehen Sie!“ rief der General ohne zu wagen, seinen Gast anzublicken. „Unser Bund ist gebrochen. Ich werde Sie nicht tödten. — Nein, ich werde mich niemals zum Lieferanten des Schaffottes hergeben. — Aber so gehen Sie doch, Sie flößen uns ja nur Entsetzen ein.“

„Ich weiß es,“ entgegnete der Verbrecher mit Ergebung. „Es giebt in Frankreich keine Scholle Landes, auf die ich meine Füße mit Sicherheit setzen kann. Vermächte die Gerechtigkeit aber wie Gott die Einzelheiten zu beurtheilen, wollte sie nachforschen, wer das eigentliche Ungeheuer ist, der Mörder oder das Opfer, so würde ich stolz unter den Menschen bleiben. Ahnen Sie nicht bei einem Menschen, den man niedergemezelt hat, frühere Verbrechen? Ich habe mich zum Richter und Henker aufgeworfen, habe die ohnmächtige menschliche Gerechtigkeit ersetzt. Das ist mein Verbrechen. Leben Sie wohl, mein Herr. Trotz der Bitterkeit, mit der Sie ihre Gastfreundschaft gewürzt haben, werde ich die Erinnerung

daran bewahren. So werde ich in der Seele also noch ein dankbares Gefühl für einen Menschen in der Welt haben, nämlich für Sie. Aber ich hätte Sie großmüthiger gewünscht.“

Er schritt auf die Thür zu. In diesem Augenblicke beugte sich das Mädchen zu seiner Mutter hinab und flüsterte ihr ein Wort in das Ohr.

„Hah!“ Bei diesem seiner Frau entschlüpfen Ausrufe begann der General zu zittern.

Helene war aufgestanden, und der Mörder hatte sich instinktmäßig umgewandt, wobei sich auf seinem Gesichte eine gewisse Art Unruhe für diese Familie zu erkennen gab.

„Was haben Sie denn, meine Liebe?“ fragte der Marquis.

„Helene will ihm folgen,“ versetzte sie. Der Mörder erröthete.

„Da meine Mutter einen fast unwillkürlichen Ausruf so schlecht ausgelegt hat,“ bemerkte Helene, „so werde ich ihre Wünsche ausführen.“

Nachdem sie einen fast schenen Blick voll Stolzes um sich geworfen hatte, senkte sie die Augen und blieb in einer züchtigen Haltung stehen.

„Helene,“ fragte der General, „bist Du nach dem Zimmer hinaufgegangen, in das ich den Menschen eingeschlossen hatte?“

„Ja, mein Vater.“

„Helene,“ fragte er weiter mit krampfhaft zitternder Stimme, „hast Du diesen Menschen zum ersten Male gesehen?“

„Ja, mein Vater.“

„So kann es doch nicht natürlich sein, daß Du die Absicht hast . . .“

„Wenn es nicht natürlich ist, so ist es doch wenigstens wahr, mein Vater.“

„Ach, meine Tochter,“ sagte die Marquise leise, aber doch so, daß ihr Mann es hörte. „Helene, Du verleugnest alle Grundsätze der Ehre, der Sittsamkeit, der Zugend, die ich in Dein Herz zu legen gesucht habe. Wenn Du bis zu dieser unseligen Stunde nur Lüge gewesen bist, so bist Du nicht zu bedauern. Führt Dich die moralische Vollkommenheit dieses Unbekannten in Versuchung? Sollten Menschen, die ein Verbrechen begehen, eine solche zwingende Gewalt besitzen? Ich achte Dich zu sehr, um anzunehmen . . .“

„D, nehmen Sie Alles an, Madame,“ erwiderte Helene kalten Tones.

Alein trotz der Charakterkraft die sie in diesem Augenblicke bewies, trockenete das Feuer ihrer Augen die Thränen, die in denselben schwammen, nur schwer. Der Fremde errieth aus den Thränen des jungen Mädchens die Sprache der Mutter und schleuderte der Marquise einen Adlerblick zu, der sie mit unübersehlicher Gewalt zwang, diesen schrecklichen Verführer anzusehen. Als die Augen dieser Frau den hellen und leuchtenden Augen dieses Mannes begegneten, empfand sie in der Seele einen Schauer ähnlich der Aufregung, die uns beim Anblick eines Reptils ergreift, oder sobald wir eine Leydener Flasche berühren.

„D mein Freund,“ rief sie ihrem Manne zu, „es ist der Teufel; er erräth alles!“

Der General erhob sich, um nach einer Klingelschnur zu greifen.

„Er richtet Sie zu Grunde,“ sagte Helene zu dem Mörder.

Der Unbekannte lächelte, machte einen Schritt, hielt den Arm des Marquis fest und zwang ihn, einen Blick auszuhalten, der ihn erstarren machte und ihm alle Energie raubte.

(Fortsetzung folgt.)